This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

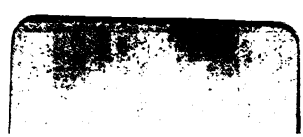
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,380,974

PROPERTY OF THE
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



838
L64
L4
Cop.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Achter Band.

Gotthold Ephraim Lessing(s)

sämtliche Schriften.

17911

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Achter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1892.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Vorrede.

Der achte Band beginnt mit dem ersten der Werke, welche die Herrschaft Lessings in der deutschen Kritik begründeten, mit seinen Beiträgen zu den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend"; daran reihen sich die beiden Vorreden zu der Übersetzung des „Theaters des Herrn Diderot" und das „Leben des Sophokles". Handschriften haben sich nur von dem letzteren erhalten, das Lessing unvollendet hinterließ und Eschenburg nach den Vorarbeiten des Verfassers herausgab. Allein die Direktion der herzoglich braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche diese Papiere besitzt, erklärte sich außer Stande, mir dieselben, wie ich gebeten hatte, entweder im Original oder in genauer Abschrift hieher zu senden. Andrerseits gieng es aber nicht an, die Veröffentlichung des Bandes so lange zu verschieben, bis es mir möglich sein wird, jene Schriftstücke an Ort und Stelle selbst zu vergleichen. Ich war also auch hier nur auf den ersten Druck angewiesen und muß mich bescheiden, den Gewinn, den ich von einer spätern Einsicht in die Wolfenbüttler Handschriften hoffe, in den letzten Bänden dieser Ausgabe, die den litterarischen Nachlaß Lessings enthalten sollen, nachzuliefern.

Dafür konnte ich bei den „Litteraturbriefen" die Anzahl der bisher bekannten Drucke nach sorgfältiger Prüfung vieler Exemplare, die ich von den hiesigen öffentlichen Bibliotheken, von der königlichen Bibliothek in Berlin und von meinem Verleger erhielt oder selbst besitze, verschiedentlich vermehren. Die Untersuchung erforderte eine gewisse Behutsamkeit, da ich öfters Exemplare in die Hand bekam, deren einzelne Bogen halb aus der ersten und halb aus der zweiten Auflage zusammengeheftet waren. Für die Geschichte des Lessingischen Textes freilich hat der für die Bibliographie zu verzeichnende Zuwachs keinen großen Wert.

Alle Originalausgaben der „Litteraturbriefe" leiden sehr an Druckfehlern und an Willkürlichkeiten der Rechtschreibung. Bei der Verbesserung der ersteren bediente ich mich natürlich auch des Druckfehlerverzeichnisses am Ende des vierundzwanzigsten Teils der „Briefe". Dieses scheint aber in manchen Exemplaren zu fehlen; denn sonst wäre es kaum zu erklären, wie Boxberger in seiner Ausgabe (in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur") mehrere auf Grund dieses

Verzeichnisses von Lachmann, Redlich und andern vorgenommene Verbesserungen als eigenmächtige und unnötige Änderungen verwerfen oder auch durch eigne, ganz und gar müßige Konjekturen verdrängen konnte. Die Rechtschreibung der ersten Ausgabe behielt ich streng bei und beseitigte nur einige dem sonstigen Gebrauche Lessings zuwider laufende Sonderbarkeiten, die augenscheinlich dem Setzer zur Last fallen und darum meist schon in den späteren Originalausgaben getilgt sind. In einzelnen Bogen der „Litteraturbriefe" nämlich ist regelmäßig, auch nach Konsonanten, ck statt k, auch tz statt z im In- und Auslaut gesetzt, in andern wieder (so im 30. Brief) mehrfach nur k, wo Lessing sonst ck schreibt. Da es sich hier zweifellos nur um eine orthographische Laune des Setzers handelt, habe ich dafür durchweg der bei Lessing und in den „Litteraturbriefen" sonst gebräuchlichen Schreibung zu ihrem Rechte verholfen.

Für die Citate, die Lessing aus den in den „Briefen" besprochenen Büchern mitteilte, wandte ich (im allgemeinen nach Lachmanns Vorgang) engere und kleinere Druckschrift an, wenn dieselben umfangreicher und bis zu einem gewissen Grade selbständiger gehalten waren, so daß sie halb und halb wie ein Anhang, wie eine schmückende Zugabe zu dem kritischen Inhalte der „Briefe" erschienen. Hingegen behielt ich bei kürzeren, unmittelbar in die Kritik eingefügten Abschnitten aus jenen fremden Werken die gewöhnliche, größere Druckschrift bei.

Solche Citate Lessings aber sind selten ganz genau, am wenigsten in sprachlicher Hinsicht. Oft änderte er alte Formen, absonderliche oder auch falsche Konstruktionen, beseitigte lateinische Flexionen bei Eigennamen, ließ ein unwesentliches Wort aus und erlaubte sich ähnliche Freiheiten. Derartige Abweichungen Lessings von seinen Vorlagen (die ich sämtlich verglich, so weit sie mir in München zugänglich waren) immer anzugeben, sah ich keinen Grund; nur dann verzeichnete ich den Wortlaut des citierten Autors, wenn sich daraus ein offenkundiger oder auch nur ein möglicher Fehler Lessings verbessern ließ. Dasselbe war im „Leben des Sophokles" der Fall, wo die Münchner Bibliotheken mir fast ausnahmslos alle von Lessing angeführten Werke antiker Schriftsteller oder späterer Philologen in den von ihm benützten Ausgaben darboten. Die Prüfung dieser sämtlichen Citate, an die, wie es scheint, keiner der früheren Herausgeber sich gemacht hat, ergab hier manchen kleinen Irrtum, den Lessing, bisweilen wohl auch Eschenburg verschuldet hat.

Schließlich noch ein Wort zu meiner Rechtfertigung an diejenigen, die es befremdlich dünken möchte, daß ich auch von dem „Theater des Herrn Diderot", dem Meisterstück der Übersetzungen Lessings, nur die beiden Vorreden aufgenommen und den übersetzten Text selbst ausgeschlossen habe, obwohl gerade sachkundige Kritiker den Abdruck der bessern Verdeutschungsversuche Lessings von mir ausdrücklich begehrten. Nach den Grundsätzen, die seiner Zeit Lachmann für seine Ausgabe feststellte, blieben auch in meiner neuen Bearbeitung derselben die Übersetzungen aus der eigentlichen Sammlung der Schriften Lessings weg. Dagegen trugen mein Verleger und ich uns geraume Zeit mit dem Gedanken, in einem oder einigen Supplementbänden die wichtigsten Übertragungen Lessings

(so schwer eine alle Ansprüche befriedigende Auswahl aus diesen auch immer zu treffen sein mag) den Freunden unsrer Litteratur in einer ebenfalls historisch-kritischen Ausgabe vorzulegen. Wir wollten die Ausführung dieses Gedankens nur von dem Erfolg abhängig machen, den unsere Ausgabe überhaupt in der Öffentlichkeit finden werde. Sobald die deutschen Bücherfreunde ihr genug Teilnahme entgegenbringen, um dem Verleger die sehr beträchtlichen Kosten des Drucks der ersten fünfzehn Bände decken zu helfen, wird auch Rat zu jenen Supplementbänden werden. Ohne eine solche wirkliche Teilnahme des deutschen Publikums aber werden billig denkende Beurteiler wohl kaum von dem Verleger noch weitere Opfer fordern können.

München, am 28. Juli 1892.

Franz Muncker.

Inhalt.

Seite

Briefe, die neueste Litteratur betreffend. 1759—1765.

Erster Theil. 1759.

[Einleitung.] 3
Erster Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neuesten Litteratur 4
Zweyter Brief. Ueber die Uebersetzung von Popens sämtlichen Werken 5
Dritter Brief. Ueber die Uebersetzung der Fabeln des Gay 7
Vierter Brief. Ueber den Bergmannischen Bolingbroke 9
Fünfter Brief. Ueber des Herrn von Palthen Versuche zu vergnügen 12
Siebender Brief. Ueber den Herrn Wieland und dessen Sammlung prosaischer Schriften 14
Achter Brief. Ueber die Wielandischen Empfindungen des Christen 16
Neunter, zehnter, eilfter und zwölfter Brief. Ueber den Wielandischen Plan einer Akademie ꝛc. 19
Dreyzehnter und vierzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn Wielands über unsere geistlichen Redner. Von der Sprache des Herrn Wielands. Von den moralischen Beobachtungen und Urtheilen 27
Funfzehnter Brief. Von dem Gedichte des Grenadiers an die Kriegesmuse 34
Sechzehnter Brief. Von der Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. von des Herrn Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 39
Siebzehnter Brief. Von den Verdiensten des Herrn Gottscheds um das deutsche Theater. Auftritt aus dem Doctor Faust 41
Achtzehnter Brief. Für den Herrn Klopstock. Von den ersten deutschen Hexametern 44
Neunzehnter Brief. Von der neuen Original-Ausgabe des Meßias . 48

Seite

Dreyßigster Brief. Von den Fabeln des Berachja Hanakdan. Fehler des Herrn Gottscheds 53
Nachricht. Herrn Bergmann betreffend 58

Zweyter Theil. 1759.

[Vorbericht.] 63
Ein und dreyßigster Brief. Ankündigung und Probe einer Uebersetzung der Oden des Pindars 64
Zwey und dreyßigster Brief. Anpreisung der Tändeleyen des Herrn von Gerstenberg 71
Drey und dreyßigster Brief. Critik über das Lied eines Mohren aus den Tändeleyen. Von dem Originale des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauische Dainos 74
Sechs und dreyßigster Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte Friederichs von Logau 77
Neun und dreyßigster Brief. Von Grynäus vier auserlesenen Meisterstücken so vieler englischen Dichter. Von den englischen Hexametern 79
Vierzigster Brief. Anpreisung des Cißides und Paches, von dem Verfasser des Frühlings. Zwey noch ungedruckte Gedichte von eben demselben 86
Ein und vierzigster Brief. Ueber des Herrn Dusch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten 93
Drey und vierzigster Brief. Anpreisung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herren Ramler und Lessing. Ein vortrefliches Lied eines unbekannten deutschen Dichters 111
Vier und vierzigster Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen seiner Herausgeber über dieselbe 118

Dritter Theil. 1759.

Acht und vierzigster Brief. Ueber den Nordischen Aufseher. Ueber dessen Anmerkungen von der besten Art zu erziehen. Des Herrn Tullin Gedicht: ein Maytag 122
Neun und vierzigster Brief. Anzeige der Trugschlüsse in des Aufsehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne. Anmerkung über dessen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken 127
Funfzigster Brief. Fortsetzung über den nordischen Aufseher. Anpreisung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwazhaftigkeit des Aufsehers 133
Ein und funfzigster Brief. Beschluß der Anmerkungen über den Nordischen Aufseher. Charakter der Oden des Herrn Cramers. Zwey Stellen aus einer Klopstockischen Ode werden angeführet.

Seite

Vorschlag zu Einrichtung musikalischer Gedichte. Anpreisung des Blattes im Aufseher, wie man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne 139

Zwey und funfzigster Brief. Von Herrn Gebauers Geschichte von Portugall. Anführung der Stelle von der Geschichte des unglücklichen Sebastian. Ob Martin Beheim die neue Welt erfunden habe. Verbesserung der Geschichte eines bon-mot 145

Drey und funfzigster Brief. Anzeige des Lebens Antons, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge, welches Herrn Gebauer unbekannt gewesen. Von dieses Königs Antons zweymaligen Aufenthalte in Engeland 158

Vierter Theil. 1759.

Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste in diesem Trauerspiele aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray 166

Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey 178

Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Leßing. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel 185

Ein und siebenzigster Brief. Anzeige des Herrn Pr. Uhls Sylloge noua epistolarum 194

Fünfter Theil. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländischer Ausgabe 201

Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weisse Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der dritte 215

]Nachschrift zum ein und neunzigsten Briefe] 223

Sechster Theil. 1760.

Hundert und zweyter Brief. Von des Herrn Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben 226

Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichsten Versificateur genennet hat 229

Hundert und vierter Brief. Von Herrn Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weitschweiffige Reden aufzuschwellen 233

Seite

Hundert und fünfter Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Stil des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. 236

Hundert und sechster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne, und der Basedowischen Vertheidigung 239

Hundert und siebender Brief. Wie der Aufseher wol auf diesen Satz möge gekommen seyn 248

Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen 249

Hundert und neunter Brief. Daß diese Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athenienſern, noch durch die, welche er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden . 252

Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht. 259

Hundert und eilfter Brief. Von Herrn Klopstocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beiden der Verfasser wenig hält 261

Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstechers Kaucke erdichteten anzüglichen Briefe 264

Siebenter Theil. 1760.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief. Von Hermann Axels Lessingischen Unäsopischen Fabeln. 267

Vierzehnter Theil. 1762.

Zwey hundert und drey und dreißigster Brief. Von der wider Herrn Lichtwehrs Absicht, herausgekommenen verbesserten Ausgabe seiner Fabeln. Dieses Unternehmen wird von der moralischen Seite betrachtet, und getadelt. Doch wird auch bemerket, daß sich Herr L. gar zu ungebärdig dabey bezeiget hat 278

Drey und zwanzigster Theil. 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief. Von Meinhardts Versuchen über den Character und die Werke der besten italienischen Dichter. Sie sind wegen ihrer Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italienischen Dichtkunst für der deutschen, wie auch derselben Fehlern. Entwurf des Verf. von einer poetischen Landcarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verf. bey den Werken der italienischen Dichter. Gegründete Anmerkung des V. daß der

Seite

Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuschreiben sey. Vertheidigung des Machiavells wegen seiner Verdienste in Absicht der Prose der Italiener. Von Homes Grundsätzen der Critik in einer wohlgerathenen Uebersetzung von ebendemselben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchischen Gedichten 280

Das Theater des Herrn Diderot.
Aus dem Französischen. 1760.

Vorrede des Uebersetzers 286

Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen übersezt. Zweyte, verbesserte Ausgabe. 1781.

Vorrede des Uebersetzers, zu dieser zweyten Ausgabe 287

Gotthold Ephr. Lessings Sophokles. 1760.

Erstes Buch 293
Leben des Sophokles 294
Ausführung 297
Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles 376

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

1759—1765.

[Die Briefe, die neueste Litteratur betreffend erschienen zuerst vom 4. Januar 1759 bis zum 4. Juli 1765 in einzelnen Stücken von durchschnittlich je einem Druckbogen in 8°. Diese Stücke bildeten zusammen dreiundzwanzig Teile, wozu schließlich ein als besonderer Teil gerechnetes doppeltes Register kam („Namenregister derer in den Briefen der neuesten Litteratur recensirten Schriften" und „Register der in den Briefen die neueste Litteratur betreffend vorkommenden Sachen"). Dem ganzen Werke wurde deshalb am Schlusse das Gesamttitelblatt gegeben: „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend. Geschrieben in den Jahren 1759. bis 1763. Vier und zwanzig Theile nebst doppelten Register. Berlin und Stettin, 1766. bey Friedrich Nicolai" Der Druckfehler 1763 (statt 1765) wurde auch in der dritten Auflage, welche „mit doppelten Registern" hat und 1767 erschien, nicht verbessert. In der zweiten fehlt das Gesamttitelblatt. Als Vignette ziert der Kopf Homers mit der Umschrift OMHPOC dieses Titelblatt. Dieselbe Vignette schmückt die Titelblätter der einzelnen Teile. Sie tragen die besondere Aufschrift: „Briefe die Neueste Litteratur betreffend. Iter (IIter, IIIter . . XXIIter, XXIII und XXIVter) Theil. Berlin 1759. (1760 u. f. w.; vom zweiundzwanzigsten Teil an: Berlin und Stettin, 1765.) Bey Friedrich Nicolai." Und zwar sind diese Einzeltitel bei Teil 1—4 von F. Kauke gestochen und mit einer reichen Randverzierung (Blumengewinde oder Blätterranken mit menschlichen Figuren am unteren Ende) umgeben; von Teil 5 an fehlt diese Randverzierung; bei Teil 8—11 befindet sich der Homerskopf in einem durch horizontale Schattierung angedeuteten Medaillon; von Teil 12 an ist das Titelblatt gedruckt, der Homerskopf wieder ohne Medaillon. Auf das Titelblatt folgt regelmäßig das Inhaltsverzeichnis, dann ein weiterer Schmuztitel „Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Zweyter (Dritter u. f. w.) Theil." Statt „Erster Theil" steht die Bemerkung: „Diese Briefe werden alle Donnerstage in der Nicolaischen Buchhandlung im Düfourschen Hause in der Brüderstraße zu Berlin ausgegeben und sind auch in den auswärtigen Postämtern und Buchhandlungen zu haben. Wer auf ein Vierteljahr pränumeriret zahlet dafür 12 Gr. sonst kostet jeder Bogen 1 Gr." Die einzelnen Stücke tragen noch einmal die Überschrift „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" nebst dem Datum. In den meisten Exemplaren des ersten Bogens wurden einzelne Fehler noch während des Druckes verbessert, so daß von diesem Bogen zwei Ausgaben vorliegen, die aber beide von demselben Drucksatze stammen; ich bezeichne die erste mit 1759a. Einen Neudruck veranstaltete Nicolai zu Berlin 1761—1763 von den zwölf ersten Teilen. Mit Ausnahme der Jahrszahlen ließ er dabei den Wortlaut des Titels unverändert, fügte auch keine Bezeichnung der neuen Ausgabe bei. Teil 1 und 2 haben gestochene Titel mit dem Homerskopf ohne Medaillon und ohne Randverzierung (wie Teil 5—7 der ersten Ausgabe); von Teil 3 an ist das Titelblatt gedruckt (wie bei Teil 12—24 der ersten Ausgabe). Auf diesem Neudruck wieder beruht zum größten Teil eine „Dritte Auflage" der „Litteraturbriefe". Von ihr kamen überhaupt nur sechs Teile heraus, die ersten vier zu Berlin und Stettin, 1767, 1770, 1773 und 1779, Teil 5 und 6 zu Berlin angeblich 1762; alle sechs mit gedrucktem Titel, der ebenfalls wieder den Homerskopf ohne Medaillon hat (Teil 3 jedoch nur mit der Bezeichnung „Neue Auflage", Teil 4 mit der unrichtigen Angabe „Zweyte Auflage", Teil 5 und 6 ohne jede Bemerkung auf dem genau nach der zweiten Ausgabe abgedruckten Titelblatt). Der Druck dieser dritten Auflage wurde bei den Teilen 1, 2, 5 und 6 nach einem Exemplar der zweiten, bei Teil 3 nach einem Exemplar der ersten Ausgabe, bei Teil 4 halb nach einem Exemplar der ersten, halb nach einem der zweiten veranstaltet; Lessing selbst hatte augenscheinlich mit beiden Neudrucken nichts zu thun. Deshalb legte ich dem folgenden Abdruck die erste Ausgabe zu Grunde, die zwar auch mannigfach durch Druckfehler entstellt ist, doch aber die beiden späteren Auflagen an Korrektheit noch weit übertrifft; beachtenswerte Änderungen dieser letzteren merke ich unter dem Text an. Der spätere Abdruck im sechsundzwanzigsten Teile von „Lessings sämmtlichen Schriften" (Berlin 1794) ist lückenhaft und kritisch wertlos. Über Lessings Anteil an den „Litteraturbriefen" hat Nicolai in einem Brief an Herder vom 24. Dezember 1768 genaue Auskunft gegeben: „Lessing's Zeichen sind: A. E. Fll. G. L. O.; den 43. und 44. Brief im II. Theil hat er auch gemacht. Mit dem VII. Theile hörte er auf, weil er nach Breslau ging; und machte nachher nichts, als nach seiner Zurückkunft 1765 im XXIII. Th. den 332. Brief." (Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. Emil Gottfried von Herder. Erlangen 1846. Bd. I, Abt. 2, S. 393.) Ohne eines seiner Zeichen darunter zu setzen, hat Lessing ferner die Nachschrift zum ersten und den Vorbericht zum zweiten Teil der „Litteraturbriefe" verfaßt. Vgl. noch Redlichs Vorbemerkungen zum neunten Teil von Lessings Werken in der Hempel'schen Ausgabe.]

Erſter Theil.[1]

1759.

Einleitung.

Der Herr von N.** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und ſeine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militariſcher Eckel vor politiſchen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeine Kenntniß der neueſten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem[2] Herrn Fll. auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſeyn. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile der ſogenannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N.** fortgeſetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt ſie drucken zu laſſen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen könnte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen.

B.

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und 204 Seiten 8°; ebenſo in den beiden ſpätern Auflagen von 1761 und 1767] [2] dem [fehlt 1759a]

I. Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuhohlen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen, die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem[1] Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süssen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestöret läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

[1] einen [1759. 1761. 1767]

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

M.

Zweyter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat.[1] O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen grosses, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie[2] nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein blosser Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe „mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf „verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch „seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszu„drücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören —"

Denn je grösser er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm

* Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke ꝛc. Erster Band. Altona bey D. Iversen. 1758. in 8vo.

[1] hat [fehlt 1759 a] [2] in der Poesie [1767]

der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „*In der That „ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und „dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen,[1] als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity and propriety of style) Pope meinet, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen?**

Pope erzehlt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich liess drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen*** verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu ge„fallen wünschte."

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der blossen Vor-

* That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

** Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

*** Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

[1] nachzusehen, [1759. 1761. 1767; bei Pope: „and falls short of him"]

rede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes.* Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc.

FII.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Uebersetzung der Thomsonschen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.**

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine Satyre dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

* In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

** Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto hönischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „*In der That „ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und „dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen,[1] als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity and propriety of style) Pope meinet, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen?**

Pope erzehlt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich liess drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen*** verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu ge„fallen wünschte."

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt. Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der blossen Vor-

* That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

** Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

*** Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

[1] nachzusehen, [1759. 1761. 1767; bei Pope: „and falls short of him"]

rede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes.* Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc.

Fll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Uebersetzung der Thomsonschen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.**

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine Satyre dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

* In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

** Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

(der Geitzhals verschloß zitternd seinen Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf seinen Kasten.*

Das englische Cameleon rühmt[1] sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?**

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er,*** liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder „auch umwechselnd die Herrschaft führen." — O dreymal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdriessen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,† und er ist es, von dem man sagen kan, daß er alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück lässet. — Ich[2] muß den Beweiß versparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig ist.

Fll.

* VI. Fabel. ** II. Fabel. *** XII. Fabel.

† Leipzig, bey Lankischens Erben in groß 8. 1758.

[1] rühmet [1761. 1767] [2] Doch ich [1759a]

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht, erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses* mit folgender Uebersetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der in seiner Kapelle „vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bey andächtigen Personen gar nichts unerhörtes ist, und der unter andern „besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes „erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbüchermacher[1] verschafte." — — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese

* I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter* 1. *p.* 6.

[1] Wörterbüchermacher [Bergmann] Wörterbücher [1759. 1761. 1767]

(der Geitzhals verschloß zitternd seinen Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf seinen Kasten.*

Das englische Cameleon rühmt[1] sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?**

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er,*** liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder „auch umwechselnd die Herrschaft führen." — O dreymal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdriessen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,† und er ist es, von dem man sagen kan, daß er alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück lässet. — Ich[2] muß den Beweiß versparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig ist.

Fll.

* VI. Fabel. ** II. Fabel. *** XII. Fabel.

† Leipzig, bey Lankischens Erben in groß 8. 1758.

[1] rühmet [1761. 1767] [2] Doch ich [1759a]

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen ſich zu üben, und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns ſind gewiß nicht, erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexicons-machern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes* mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner Kapelle „vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie es bey andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der unter andern „beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen die Gütigkeit Gottes „erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbüchermacher[1] verſchafte.“ — — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: Dieſe

* I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodnefs, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter* 1. *p.* 6.

[1] Wörterbüchermacher [Bergmann] Wörterbücher [1759. 1761. 1767]

Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von grösseren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen.* — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm so wohl als solche, die höher sind als sie, durch „diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. „Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammen tragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf, (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme, läßt er ihn „sagen, sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und „sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reitze[1] fliegen gleich „diesen auseinander, und verschwinden aus unserm Gesichte." —

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, und sagt: Die helleniſtischen Juden erzehlten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern

* These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, nor[2] presume to reason.

[1] Reitzungen [Bergmann] [2] nor [Bolingbroke] or [1759. 1761. 1767]

Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzehlt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche liessen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdollmetschung verstehe. „Hier sieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht „beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen „wären, oder daß sie verfälscht worden, izt aber nennt er sie heilige „Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romanen hätten „verwandeln können ꝛc.“

Possen! Wir wissen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu betauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche blos a limine salutandae sind; so macht jener daraus: „welche man schon von weiten empfangen muß.“ Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen,

mit Gewalt anhielte, uns eine beſſere zu liefern, und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte ſich des Schadens wegen an den Ueberſetzer halten können.

FH.

Fünfter Brief.

Der Ueberſetzer des Gay hat ſich zu gleicher Zeit auch als Verfaſſer gezeigt, und Verſuche zu vergnügen,* herausgegeben.

Ich denke ſo: mir nützlich zu ſeyn, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Verſuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen ſcheinet eine Sammlung von alle dem zu ſeyn, was er bey Ueberſetzung des Thomſonſchen Frühlings, ſchlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomſon und Kleiſt, und ſelbſt Zachariä verſchmähet haben. Er mahlt Mücken,** und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüſſe mahle! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigene Luſt an ſchmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeſchürzte Bauermagd mit Blutdurchſtrömeten[1] Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſtehet, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Bruſt, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löſet, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der

* Erſte Sammlung. Roſtock und Wismar bey Berger und Bödner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Ueberſetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendſchreiben an die Nachwelt von ihm ſelbſt. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

** Seite 14.

[1] Blutdurchſtrömten [1761. 1767]

feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich; werden Sie sagen. Der „Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen liessen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte[1] Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Processe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heisser Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weis nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! = = Petrarch sagt von sich:* „Ich habe „nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bey mäßiger „Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt, als „alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben ꝛc.“ — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius

* S. 89.

[1] alte [fehlt 1767]

hier anführen sollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus.

Fll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebender Brief.

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Critik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Critik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine grosse, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbroks bey der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bey einem so allgemeinen Schifbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schöne Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der grossen Ausländer, und der noch grössern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Utz, Horatz; Gleim, Anakreon; Gessner, Theokrit; Wieland, Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren, nicht miteinander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der Natur

der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzehlen, was Leute, die ihn in K** B** persönlich gekannt haben, von ihm zu erzehlen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuhohlen. So viel ist unwiedersprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die moralischen Briefe uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist; so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äussere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so betauere[1] ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Utz aufgeführet hat. — Herr Utz, nach der Freyheit, zu der jeder seines gleichen berechtiget ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben; brauchte so hämische Waffen; verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,* daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß

* In der letzten seiner Sympathien; und hernach in der Zuschrift seiner Empfindungen eines Christen, an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

[1] bedaure [1761. 1767]

Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften, aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen, die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,* in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

Fll.

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heissen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nehmlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen

* Zürich, bey Orell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Academie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Socrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

„Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, „die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen „Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was „seh ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel „hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen, wie erstarret „herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. „— O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Ver„söhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." —*

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese[1] Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen[2] Schriften auch zugleich amüsiren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll treflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die „Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches wafnet sich gegen die göttliche Ein„falt; und die Vernunft ficht wider den Glauben.

* Empfindungen XIV. S. 99.

[1] eben die [1767] [2] geistliche [1761. 1767]

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie „meistert Gottes Weisheit und verfälscht sein grosses Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch „nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.“

Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die Wahr„heit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. „Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte „auch sterben, als ein Verführer —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Uebelthäter! Wir „haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist „recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht „itzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bey ihm hoch„geachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heyden und Sünder „pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unsern „Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch „dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns „nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet „uns über den Tod! Halleluja! —“

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blühmchen, an poetischem Geschwätze; Petersen an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln[1] Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen, verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!

Ill.

[1] edlen [1761. 1767]

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sclaven und menschenähnlichen[1] Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspuncte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ꝛc. —*

Ich will vors erste bey einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bey sich denken: Da es uns, Gott sey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer

* Im dritten Theile. S. 101.

[1] menschenähnlichem [1759]

und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort *καλοκἀγαθοι* zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet.* Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειη δε τ' ὀνειδος.

Keine Arbeit, sondern allein der Müssiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,** sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

Δαιμονι', ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι ἐισι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος οὐτ' ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraus setzte; und ob diese

* Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

** Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

Fll.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen.[1] —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Hr. W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern „kann, die ich bey Lesung ihrer Scribenten gemacht." — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Hr. W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns „lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weis„heit oder Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Ge„sellschaft, was der Staat in dem wir leben, was alle unsere übrigen „Verhältnisse von uns fordern?" Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;* eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der

* A. Gellius XX, 5.

[1] [Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Anmerkung Nicolais zu Lessings sämtlichen Schriften, Berlin 1794, Teil XXVI, Seite 37.]

wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Hr. W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kan mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, — Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr καλος καγαθος ausgedruckt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος καγαθος etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heissen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι ουν; ουκ εδιδαξατο σε ὁ πατηρ και επαιδευσεν ἁπερ ενθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων υιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι Virtuosen heissen? Und was liessen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zitter spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt:* „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die „Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen Disciplinen „und Studien, mit der Jugend getrieben werden sollen; damit das, „was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden ab„gebe." — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weis, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? Ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu grossen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiret hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Fll.

* III. Theil, S. 128.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle.* — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beyden müssen ohnstreitig[1] mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das grosse Geheimniß die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darinn, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeitz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die

* S. 131.

[1] unstreitig [1761. 1767]

Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reitzungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehn[1] lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kan durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kan. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracter[2] Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer grossen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey

[1] gehen [1761. 1767] [2] [wohl verdruckt für] abstracten

„gemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch „jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst an„langet. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu „erregen, von grossem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unter„richtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens „in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch „die gröste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Ge„müther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon „sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da „man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil „ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschaft. Ich kenne „einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die „Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum excla„mationis gestellt hatte.[1] Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, „welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen „grossen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen grossen „Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal „anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn „man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher „nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja un„glücklicher Weise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besässet) sehr „selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnet mir eine dunkle[2] Erinnerung bey, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer „grossen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen „Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine „Gefahr bey seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in „contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das „Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache „erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets „seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem

[1] [ebenso im Originaldruck der „Moralischen Beobachtungen", doch wohl verdruckt für] sah. [oder] fand. [2] dunkele [1761. 1767]

„gewöhnliche Methode der Theologen, und die ungeſchickte Eintheilung „in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr Wieland ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber, ſo ausdrücklich als Herr Wieland, darwider erkläret, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wiſſen wolle. Herr Wieland wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von „den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten „der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes, und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Academie zum claßiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wielands verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes[1] hätte; Jupiter verſchmähte[2] die Roſe in dem Munde der Schlange.

Fll.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreyzehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredſamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den „Franzoſen beſchämen laſſen, welche ihre Boſſuets, Bourdaloue, „Maſſillons, Trublets aufweiſen können, da hingegen unſere „größten geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

[1] Guts [1761. 1767] [2] verſchmäht [1761. 1767]

„gemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch „jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst an„langet. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu „erregen, von grossem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unter„richtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens „in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch „die gröste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Ge„müther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon „sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da „man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil „ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschaft. Ich kenne „einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die „Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum excla„mationis gestellt hatte.[1] Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, „welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen „grossen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen grossen „Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal „anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn „man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher „nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja un„glücklicher Weise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besässet) sehr „selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnet mir eine dunkle[2] Erinnerung bey, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer „grossen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen „Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine „Gefahr bey seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in „contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das „Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache „erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets „seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem

[1] [ebenso im Originaldruck der „Moralischen Beobachtungen", doch wohl verdruckt für] sah. [oder] fand. [2] dunkele [1761. 1767]

Bedünken, einen sehr grossen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herr Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie?

Fl.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweitz. Nicht blos das Genie derselben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen itzigen Schriftsteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weisens lieset. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland so gar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mit bringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im voraus feststellen siehet, und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Puncte von der Hand gewiesen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften* für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruction für die Lehrer schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbey etwas vermissen; Herr Wie-

* S. 128.

land nemlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens, ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweitzerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit critischen Augen umgesehen. Das einzige Wort, entsprechen, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen. (respondent) Dieses entsprechen ist itzt den Schweitzern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kayserbergers Postille an, wo es heisset: Die Getät und der Rom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweitzerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweitzer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herr Wielanden ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweitz so vernachläßiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die Moralischen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszudrucken scheinen; dergleichen sind hürisch,* ringsinnig,** abschätzig,*** Schik ꝛc.†.

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu

* S. 20. ** S. 22. *** S. 114. † S. 179.

seyn. Der herrschende Ton darinn ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung* eines Husaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spiesse. Er schiesset dieselben dicht wie einen Regen von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey sind der Schrecken derer, die ihm[1] von hinten nachzusehen das Glück haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüsse dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bey seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabey, und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die grosse Schüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnautzbart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: Gib, was du hast, und was du nicht hast, das gib auch, — alsdenn sterbe; und zur Wirthin: Lebe du bis Morgen, und spreite itzt ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

* S. 136.

[1] ihm [Moralische Beobachtungen] ihn [1759. 1761. 1767]

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, sagt der „Verfasser, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der „Historie des Fündlings, welcher blos deswegen in der Bibel gelesen, „damit Tom Jones Schläge kriege!"

Ich.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser Preußischer Barde, ist bey Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den grossen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum; und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
„So tief in seine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerschrocken gieng,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu seyn,
„Zu forschen seine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche grosse Schritte that;
„Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?
„Stimm an, verewige den grossen Tag,
„An welchem Vater Friederich sein Volk
„Errettete, durch göttlichen Gesang!
„Nimm die verwaiste Leyer von der Wand,
„Und mische starken Kriegeston darein,

„Und singe! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?"

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzehlung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehabenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Hause nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall! warst
„In deinem Troja, Hektor. Friedrich selbst
„Gab deinem Namen Ewigkeit, und schrieb
„Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!
„Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,
„Als Agamemnon, Nestor und Ulyß;
„Und hätten, ohn ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch List,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablassen sollten.
„Hochgelobet sey
„Von uns, und deinem Friederich, o Gott!
„Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz stelletest, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann sich wehrete,
„In seine hohen Wäll und Mauern[1] gabst.
„Denn gabst du es in unsre Hand, so war
„Kein Weg vor uns, als nach dem stolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt,
„Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
„Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geschrey
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelassen hatten, allzuspät
„Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde, da gehört,

[1] Mauren [1761. 1767]

„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!“

Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstungen,[1] die das Rußische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika,
„Giftvoller grosser Schlangen Heere ziehn!
„Da steht auf beyden Seiten ihres Zugs
„Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
„So da, verwüstet, öde, traurig todt!

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — und stracks
„War sein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem grössern Feind ein wenig Luft, und flog,
„Mit einem kleinen edeln[2] Heldenheer
„Dahin, wo sein gequältes banges Volk
„Nach ihm sich umsah. — —
— — — „Da floh er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still
„Vor einer niedern Hütte, saß das Roß,
„Das, einen solchen Held zu tragen, stolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daselbst ein wenig auszuruhen, ab,
„Gieng in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Gesalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —“

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen erpreßt. —

[1] Verwüstung, [1761. 1767] [2] edlen [1767]

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glüend Roth
„Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
„Entstand aus königlichem Mitleid stracks.
„Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,
„Sein rächend Schwerdt zu zücken —"

Zugleich nimt der König von dem Walle der unbezwungnen[1] Veste, das Lager des Feindes in Augenschein, und fasset seinen Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnen Aufgang gieng
„Sein Heldenheer still über deinen Strom,
„Du Oder! Flossest du so sanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trügst,
„Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
„Sie singen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tausend da
„Beym Anblick unserer von Todesschaur?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leisere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Heer! — — —
„Als du den grossen Rächer kommen sahst,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,
„Da standest du betäubt, erstarret, stumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angst
„Fiel, plötzlicher als Zentnerschwere Last,
„In aller deiner grossen Helden Brust,
„Und gröſſer stets je mehr er näher kam.
„Zusammen steckend ihre Köpfe, stand
„Ihr grosser Haufe; Fermor schüttelte
„Sein graues Haupt dreymal; sie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entschluß
„Ein grosses Viereck und der Tod!"

Und nun scheinet unsern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber warum mache ich

[1] unbezwungenen [1761. 1767]

Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die schreckliche Blutfahne trugst, und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achtetest, so lange floß,
„Für jede Thräne deines Volkes, Blut,
„So lange schlug das rächerische Schwerd ꝛc."

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bey Lissa seinen Glanz
„Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
„Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn, als dort.
„Er trug im schönen Engelangesicht
„Des grossen Friedrich Wilhelms Mine ganz."

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung; und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, sahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
„Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn,
„Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken fest. Und da,
„Da war es, Muse, (denn du warest nicht
„Wo nur erschlagen, nicht besieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
„Der edle D***, der junge Held
„Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
„Fürs Vaterland, nicht unwillkommen starb!
„Ich aber ihn zu sterben noch nicht reif,
„Mit dieser Wunde weggetragen ward."

Hiermit schliesset[1] der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indessen heilet sie
„Geschwinder. Dein Gesang besänftige
„Den Höllenschmerz, er mache, daß der[2] Arm,

[1] schließt [1761. 1767] [2] dein [1759. 1761. 1767]

„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frey sey, für das Vaterland
„Zu streiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder streiten, soll
„Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
„Nicht im Triumph den unbesiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann
„Dann, liebe Muse, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verschworen sind."

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darinn nicht meine.

Fl.

Sechzehnter[1] Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelsucht vorgeworffen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Critik für eine grausame Inquisition ausschreyen, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloß stellen. In zwey Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze

* Leipzig, bey Dyk, in groß 8vo. bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

[1] Sechszehnter [1761. 1767]

untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen, ein häßliches Gesicht, oder eines reitzendes Fusses wegen, einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darinn bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freyheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus lauffen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E. erinnern sie bey des Hrn. Prof. Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst;* und wie manches ist doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat; unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatralischen Werke desselben an, und sagt: „Hier stehen 1. Canut; 2. der Ge„heimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die „stumme Schönheit; 6. die lange Weile.“ Die beyden letztern stehen nicht darinn, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches es gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beyträge zu dem Dänischen Theater benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Hr. Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß „er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst, bey Samm-

* In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

„lungen von dieser Art, von der Bemühung[1] eines einzigen Mannes „kaum erwarten könne." — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt[2] er denn den Verfasser der alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden, — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das wenige finde ich bey dem patriotischen *Κοπροφορῳ* noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferspiel, in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bey Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnet hat.

Fll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter[3] Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,* wird leugnen, „daß die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Ver„besserung[4] dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln;

* Des dritten Bandes, erstes Stück. S. 85.

[1] den Bemühungen [1761. 1767] [2] nennet [1761. 1767] [3] Siebenzehnter [1767] [4] Verbesserungen [1761. 1767]

daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel grosses liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.[1]

Faust und sieben Geister.

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

M.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Meßias in der Bibliothek* mit vielem Geschmacke beurtheilet worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaasses im Deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis izt der Meßias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortreflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaasse nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorsatz zu machen scheinet. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefesten Geheimnisse[2] derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraus setzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet

* Ersten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

[1] [Hier folgt die in Band III, Seite 382—384 dieser Ausgabe abgedruckte Scene des Faustfragmentes.] [2] Geheimnissen [1759]

mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

So gar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstocks gänzlich übersehen. Sie betrift das Geheimniß des poetischen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinische Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Rabelais* entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach „in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach „Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylben„stimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den „Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen woll„ten,) forthin weiche." Er fährt in seiner poßierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stim-

* Die Uebersetzung ist 1617 gedruckt.

„mäßigung also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so „ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht von an„dern haben, also wollen sie auch nit nach andern tra„ben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tö„nung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöh„nung.“ Ich weis, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nit[1] frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein ofstermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benötiget höhere Hülf[2] zu gewinnen.
Dann drumb sind sonderlich aufgebawt die himmlische Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen Irrdische Gäste.
O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frawen,
Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr schewen zu förderen diese,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang süsse,
Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Daß sie ergaistert nützliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,
Des streitwaren Hackenback ꝛc.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann

[1] nie [1761. 1767]

[2] [vielleicht ist das bei Fischart hier folgende] mir [nur durch einen Druckfehler ausgefallen]

Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. *Ελλοψ* heißt ſtumm, und iſt bey den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fiſche, daher es auch oft für ſich allein einen Fiſch bedeutet; und *ἐλλοποσκλῆρος** folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fiſche getroffen, der von Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche Rabelais, und der deutſche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fiſchart noch eine Zueignung an die deutſche Nation vorher gehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

Dapfere meine Teutſchen, redlich von[1] Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völcker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
Allein ſehr ſtolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun daß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

* Von dem angeführten *Ελλοψ* nehmlich, und *κλῆρος* das Looß; ſo wie *βαθυκλῆρος*, *Ναυκλῆρος*. Noch natürlicher zwar würde man es von *Ελλοψ* und *σκλῆρος* hart herleiten können, daß es ſo viel heiſſe, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

[1] vom [1761. 1767]

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Enkyklopädie[1] wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Enkyklopädie[1] ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaassen, in dem Alcaischen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bey gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

FII.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Meßias zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,* „daß er zuweilen seine Wort„fügungen dermassen verwirre, daß sich die Beziehung der Begriffe auf „einander verliere, und sie dunkel werden müßten." Er führet folgendes Beyspiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der grosse, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund ist gekommen.

und setzt hinzu: „Wer diese zwey Verse ungezwungen erkläret, erit „mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Construction „darinn entdecken kann, Phyllida solus habeto." — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beyspiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Construction ist diese: Feyert! Der grosse

* Des ersten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

[1] Encyklopädie [1761. 1767]

Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subject hinter seinem Zeitworte steht, und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum impersonali geworden zu seyn scheinet? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll uns Gott genädig seyn? Und hat Herr Klopstock nicht eben so wohl sagen können: Es flamme Anbetung der grosse Sabbat des Bundes? Die Construction ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen grossen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig seyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel daß itzt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den grossen Sabbat des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Meßias bey weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses grossen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerey zu Koppenhagen* veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht ist das geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaasse. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke[1] begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis itzt verlieret. Man hat nur den

* Im Jahr 1755. in groß Quart.

[1] Nachdruck [1761. 1767]

zweyten Band nachgedruckt, und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleisse studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind itzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem[1] Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf.

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft

heißt es itzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre[2] vom Antlitz

oder:

[1] grimmigen [1761. 1767] [2] Zähren [1761. 1767; ebenso Klopstock]

Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte ist beydemal für wischen, trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine[1] einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und villeicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemahlte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweyten Gesange gesagt wird:

— — — Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes
Sangen sie ꝛc.

da es vorher bloß geheissen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt itzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Itzt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt, und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.

Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan! heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.

[1] einige [1759. 1761]

Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſtehet Herr Klopſtock, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Abramelech ſagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln;
Nein zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Critik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht[1] es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden[2] Entſchlieſſungen des Abramelechs, zu Ende des zweyten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deswegen die vortrefliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meßias zu tödten ſich vornimt?

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drey ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,

[1] gehet [1761. 1767] [2] wütende [1761. 1767]

Soll drey schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott seyn!

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Character des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider diese[1] Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht.

M.

XII. Den 22. März. 1759.

Dreyßigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan,* oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Berachja Ben-Natronai Hanakdan, haben Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

* Bibliothek d. sch. Wiß. III. Band. 1tes St. S. 73.

[1] die [1761. 1767]

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzehlen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs* auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweyte Uebersetzung ist eine Hebräische, die unter dem Titel „Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen 1557 zu Mantua „gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben-Na„tronai gewesen. Nun meinet zwar Morhof, es wären auch andere „Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein „Aesopisches Fabelbuch seyn. Allein im Reineke Fuchs kommen ja „auch andere Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den „Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste „darinn wäre."

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn seine Schrift das erstemal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen, und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreyzehnten, und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes Allein in den Tag hinein, entgegen gesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen; und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen[1] bekommen, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs ist. Es sind Aesopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen Fabeln der Füchse genennet hat, weil die Füchse unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

* In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43.

[1] sehn [1761. 1767]

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier sind einige derselben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aesopischen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Uebersetzung,[1] sind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weise gehalten, und in den Rath der Verständigen gesetzt. — Zwey Hirsche standen am Ufer eines Baches, und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flistern. Ein Mensch ging auf der Heerstrasse, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr so leise, Freunde? fragte er. In dieser „Einsamkeit wird euch niemand belauschen." — Wir entdecken uns eben keine grossen Geheimnisse, war die Antwort. Die wichtigste Ursache warum wir hier bey einander stehen, ist die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bey sich selbst: Siehe! es ist nicht gut alleine zu seyn; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich diese? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsterniß eingehüllet schlummern. — So eben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt, und sprach: „ich habe dich je und je geliebt, und will dich zu mir „ziehen aus lauter Gewogenheit, (Jer. XXXI, 3.) Ich will „dich zur Frau nehmen, Sonne!" — Du bist nicht klug, Maus! versetzte die listige Sonne. Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlischt? Siehe! die Sonne scheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen; so wirst du glücklicher seyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich habe mir Mühe ge„geben, und dich gefunden, meine Liebe, meine Schöne, meine Braut! „Komm! du sollst meine seyn; ich werde dich nie verlassen." — Wenn du mich heyratheſt, antwortete die Wolke, so mußt du flüchtig und unstät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde

[1] [Nach Nicolais Brief an Herder vom 24. Dezember 1768 rührt sie von Mendelssohn her.]

unterthan. — Sie suchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüsten. Komm mit mir aus dieser Einöde, rief sie, komm! Ich habe dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen. — O du betriegst dich sehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe! ich mag toben wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — Gehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann, als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund, und machen sich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zwey hundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füssen durchbohrt. Eine solche Frau lässest du dir anrathen? — Der junge Freyer sah sich in seiner stolzen Hofnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte, und fand eine Gehülfin, die um ihn war. (1 B. Mos.)

Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März. 1759.

Beschluß des dreyßigsten Briefes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Ochs erblickte ihn, und fuhr erschrocken zurück. Was fürchtest du dich, Vetter? rief der Bock, wir sind ja beyde in einem Stall erzogen. Bist dus, antwortete der Ochs, alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen[1] Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Canzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sey. Der Unersättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen, und unsere Kinder zu Wayfen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu; aber hinführo

[1] eignen [1761. 1767]

hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüßten lässest. Der Wolf schwur und ging zurück. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleisch zu genieſſen! — Die Strafe ist hart! und ich habe geschworen — Doch in jedem Jahre sind drey hundert und fünf und sechzig Tage. Tag ist wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschlieſſe ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue; so wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that sie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüsst, ergrif das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigsten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein, denn die Hirten hatten sich entfernt, und vergessen die Thüren hinter sich zu verschlieſſen. Keines blieb in dem Stalle, denn sie gingen heraus auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen, und eilete sie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen sich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Seegen finden. Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! dein Fleisch wird süsser seyn, als dein Gruß. —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die LXXXXII.[1] Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse, und verschnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändiget seyn, sagte er zu seinen Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu schaden

[1] CXXXXII. [1759. 1761. 1767]

geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen.[1] Gut, sagte der Ackersmann, du solst auch diese verlieren, und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mishandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt, sagten die Nachbarn, der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist.

Die LXXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen, und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrey hörte. Was mag dieses bedeuten, dachte der Adler: (2 B. M. c. 32, 18.) Es ist kein Geschrey gegen einander, derer[2] die obliegen, oder derer die unterliegen? Er lies sich herab, verscheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun schreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet.

III.

Ende des ersten Theils.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgebothen haben,[3] würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: daß in einer Uebersetzung von mehr als 500 Seiten, ja wohl drey Fehler seyn könnten. Denn auf drey Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Criticus nur drey Fehler auftreiben können, und daß er auf diese drey Fehler die ganze Arbeit, als die elendeste Uebersetzung verworfen hätte: so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen

[1] Vorderzähnen. [1767] [2] deren [1759]

[3] [Daselbst steht Folgendes:
Bey dem Verleger wird umsonst ausgegeben:
Schreiben an den Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.
Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersuchet, sich bey Zeiten zu melden.]

für gut befunden. Aus Achtung alſo gegen diejenigen von unſern Leſern, die nicht ſelbſt Zeit oder Gelegenheit haben, ſich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern[1] verſcherzen wollten, müſſen wir ſchon noch einige Seiten aufopfern.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweyten Brief ſeines deutſchen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das iſt aber daher gekommen, weil man dieſen zweyten Brief nicht geleſen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. Z. E.

S. 20. Highlanders überſetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example überſetzt B: Laſſen Sie mich erklären, was ich durch ein Beyſpiel verſtehe. Es ſollte heiſſen: Laſſen Sie mich meine Meinung durch ein Beyſpiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things überſetzt B: Ich habe dieſe Dinge überlegt. Es ſollte heiſſen, aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but etc. überſetzt B: Das Urtheil wird in einem Falle ausgeſprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden ꝛc. Too late; verborgen zu bleiben! Too ſieht Bergmann für to an, und late denkt er, muß die Bedeutung des lateiniſchen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den ſeichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geſchichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber ſpotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordships leave, to shew that such affirmations, *for to affirm amongst these fine men is to reason*, either prove too much, or prove nothing. Dieſes überſetzt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verſchwenden, Ihnen zu zeigen, daß ſolche Bekräftigungen entweder zu viel, oder zu wenig beweiſen. Denn dieſelben beſtätigen, würde unter ſolchen witzigen Köpfen ein Gewäſche heiſſen. Iſt in dem letzten Perioden ein Funken Menſchenverſtand?

Auf eben der Seite. If our general characters were

[1] gerne [1761. 1767]

determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects etc. Bolingbrok will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände nothwendig bestimmt würden ꝛc. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter eben so nothwendig bestimmt wäre, so nothwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingeflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten ꝛc.

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say; übersetzt B: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together; übersetzt B: Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen. Er hätte construiren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbrok redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet worden; und sagt, daß man darinn nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet,[1] als vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die kauderwälsche Uebersetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so nothwendig, daß sie verdienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüther machte.

S. 144. Bolingbroke sagt bey Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose

[1] verdient, [1761. 1767]

praises he dwelt with the greatest complacency etc. d. i. bey deren Lobe[1] er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegentheil: diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason*, for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: diese Anmerkung aber, nebst verschiedenen andern, gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund untersuchen, und mit einander vergleichen kann ꝛc. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten[2] unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery *on* metaphysics, revelation *on* philosophy and matters of fact *on* abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphysik, Geheimnisse; in die Weltweisheit, Offenbarung; und in abgezogne[3] Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben, und einem Bergmann seine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drey Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: Ich kann Ihnen Trotz biethen, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte. Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nehmlichen zweyten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor der Unehre eine Furcht beygebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß

[1] Lob [1761. 1767] [2] rechtschaffenen [1761. 1767] [3] abgezogene [1761. 1767]

der Nachwelt Furcht solle beygebracht werden? Und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschliessen, daß Herr Bergmann auch nicht drey französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Bolingbroke anführt, (S. 52.) sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen, als übersetzen, und lieber nacheifern, als nachahmen werde, und nennt dieses jouster contre l'original. Was meint man nun wohl das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht jouster für ajouter an, und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O, wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Uebersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

Zweyter Theil.[1]

1759.

Vorbericht.

Beynahe wären wir gezwungen, diesen zweyten Theil eben so anzufangen, als wir den ersten beschliessen müssen.

Auch der Uebersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweyten Briefe über ihn geäusserte Urtheil, beleidiget gefunden; wie man aus dem Hamburgischen Correspondenten ersehen. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unserm Leser[2] und ihm, durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden, und den neuen Theil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst eckelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können. Genug daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unpartheyische Leser mit Grunde vermuthen zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm Unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugniß, daß wir weder dem Uebersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Uebersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zehlen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und Seite 207—412 (erst von S. 212 an ausdrücklich numeriert) in 8°; ebenso in der zweiten Ausgabe von 1761. Die „Dritte Auflage", von 1770, besteht ebenfalls aus 2 Blättern Titel und Inhalt und Seite 207—394 (von S. 211 an ausdrücklich numeriert) in 8°.]

[2] unserm Lesern [1761] unsern Lesern [1770]

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erkärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt, als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu, haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter unsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen.

Aber genug hiervon. — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Uebersetzer des Rabelais für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. „Das kömmt daraus, schreibt dieser Freund, wenn man die „Gottschedische Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des „Herrn Gottscheds Sprachkunst (S. 628) nach, so werden Sie finden, „daß Conrad Geßner noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat. ꝛc." — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottscheds nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse die ausser dem einzigen fünften Fusse aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

XIV. Den 5. April. 1759.[1]

Ein und dreyßigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit* gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweitz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit

* Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2tes St. S. 366.

[1] [Die Nummer und das Datum und damit die Unterscheidung der einzelnen Stücke der „Litteraturbriefe" fehlt im zweiten Teile der 3. Auflage durchaus]

den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat grosse Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν ὀυ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weis, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung, denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen „wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern „übersetzt."

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die[1] vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weis ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

An den Hiero, König von Syracus.*

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst du Siege erzehlen, o suche mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn, als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympischen zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Pallaste versammelt, weihen.

* Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

[1] die [fehlt 1761. 1770]

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Cither! wenn Pisas und Pherenikus* Ruhm deine Brust in süsser Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen des Alpheus** flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syracusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des Lydischen Pelops,*** den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte,† nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reitz über alles Honig giesset, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen, und macht, daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gastmale lud, wo wechsel-

* Pisa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

** Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

*** Er verstehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwehnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

† Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet, und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet, ausser Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Kessel geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anstatt der verspeisten, gegeben. Dieser reine Kessel (καθαρος λεβης) ist es, welchen unser Uebersetzer, zwar schön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

seitig die Unsterblichen assen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

2. Antistrophe.

Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähender Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmassen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittere! — Denn schon oft hat die Rache den Lästerer ergriffen.* Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, so war es Tantalus. Wiewohl der Grösse eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht ihm sein Uebermuth einen unbesiegbaren Jammer; einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er, mit drey andern Genossen seiner Quaal, sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hoft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich, nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin, und flehte dem[1] gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Neptun, „gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühllos ist,** o so hemme

* Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

** Wer bey dem Oenomaus, um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen, mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie dem, der sie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte,

[1] den [1770]

„des Oenomaus eherne Lanze, bringe mich auf den schnellsten deiner „Wagen nach Elis, und gewähre mir den Sieg. Zwar fielen schon drey„zehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und im„mer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht grosse Gefahren; und da uns einmal „das Verhängniß in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von jeder „schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, diese „Bahn lauf ich; du aber verleih einen glücklichen Ausgang!" — Er sprachs, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen, und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weihten. Itzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele, und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füsse, und die hoher Arbeit sich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt: und einen solchen* soll itzt, so wollen es Pisas Gesetze, mein Aeolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herschender Macht. Eine schützende Gottheit ists, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Chronions** sonnigtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch

einhohlen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freyer sie nun bald einholen möchte, tödtete er ihn mit seinem Wurfspiesse.

* Den Hiero nehmlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

** Ein Berg in der Gegend, wo die Olympische[1] Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

[1] Olympischen [1770]

steigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu seyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April. 1759.

Beschluß des ein und dreyßigsten Briefes.[1]

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis, von Kamarina.*

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zevs, Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Cither, zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt; und der süssen Bothschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons,** empfange den Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisas Oelzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ists, die Sterbliche richtet.***

* Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet[2] dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zevs nennet.

** Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

*** Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyspiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters, Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner;

[1] [Zeile 5—7 fehlt 1770] [2] weiht [1761. 1770]

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit gleichen „Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft graue Haare, „und eilen ihrem Alter zu schnell vor."

Der Olympischen Oden des Pindars eilfte.

An den Agesidamus, den Locrier.*

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterschen Brust stets weise Gedanken. — Also soll itzt, — vernimm es, Sohn des Archestrats; denn deine Faust überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges singen, der deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend der westlichen Locrier. Daselbst, ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch schwör ichs, besucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen; sondern ein Volk, tiefsinniger Weisheit und kriegerischen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die Lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam selbst dem Calais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum grossen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig sey, mit den Auslegern des Pindars, diesem Beyspiele zu Folge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

* Diese Ode ist bey dem Pindar, als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben diesen Agesidamus, anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese eilfte noch oben darein, und nennte sie auch selbst τοκος, die Zinse.

Zwey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die *Ερωτοπαιγνια* des Alciphrons seyn müssen. Der Herr von D** der sich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortreflich gefunden, daß er folgende Uebersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drey Grazien neben einem „Walde in acidalischen Quellen belustigten, verlohr sich plötzlich Aglaja, „die Schönste der Grazien. Wie erschracken die Töchter der Anmuth, „als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume und suchten „und riefen:

„So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
„Der zärtste Silberton.
„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.
„Umsonst! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll sie nach langen Ewigkeiten,
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er schon! —
„So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

„Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leise an die „Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

„Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
„So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.

„Endlich kamen sie an ein Rosengebüsche, das meine Chloe versteckte — „und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

„Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
„Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
„Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.

„In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut,
„da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbey. Da ist
„Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir un-
„ruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und itzt liefen sie
„mit meiner Chloe davon.
„Was? rief ich, lose Räuberinnen!
„Wie sollte sie Aglaja seyn?
„Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien ist das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!
„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon.
„Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche
„hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also zu mir sprach:
„Warum willst du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß itzt einmal statt Chloen mich;
„Wünsch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.
„Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.
„Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.
„Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huld-
„göttin, führte sie zu ihren Schwestern, und sprach: Hier ist Aglaja,
„ihr Grazien —
„O Chloe, meine Lust, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Ist dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!“

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ερωτοπαιγνια* geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hinter-

gangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzen vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufschrift, Tändeleyen. — — Tändeleyen? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleyen; Sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabey bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nehmlichen Geschmacke und fast von gleichem Wehrte ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beyfall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten, und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen versparet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück itzt ist, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
„Um in frohem Wechselstreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit

„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und schreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser „heraus, und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem „Busen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling, „du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Großmuth vergelten? — „Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief „er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe „in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — Da schlug ich die Augen „nieder, und seufzte. Aber der reitzende Sohn der Cythere ermunterte „mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigstens „zum Theil erfüllen." —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, soll schnell ein „Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie dir „untreu ist. — So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —
„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:
„Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn."

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen; sie mögen uns treu seyn oder nicht!

Fll.

XVI. Den 19. April. 1759.

Drey und dreyßigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht so gleich, daß sein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des

vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.

— —

So will ich bald an Grönlands weissen Küsten
Nach Zama schreyn.

— —

Die lange Nacht kömmt schon ꝛc.

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn, und horchen, wie sie schlägt;
Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der sich in ihrem Busen regt.

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bey dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainos oder Liederchen, nehmlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen.

Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauischen Wörterbuche nichts[1] zu suchen: ich will Ihnen die zwey artigsten also nach Ruhigs Uebersetzung, daraus abschreiben:

Erste Daina.

Abschied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meim[2] Mütterlein, schon vor der Helfte des „Sommerleins:

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und „Weberlein.[3]

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weisse Flächslein; gnug gewürket „feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weissen Tischlein; ich habe gnug „gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch „horchen meinem Schwiegermütterlein.[4]

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange „grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr „funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr her„umflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, „sondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde „geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schim„mern bey der heissen Sonnen.

---

[1] nicht [1761. 1770] [2] aufgesagt mein [1761] aufgesagt, mein [1770] [3] Weberin [1759. 1761. 1770; ebenso Ruhig] [4] Schwiegermütterlein. [Ruhig] Stiefmütterlein. [1759. 1761. 1770]

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der „Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen „und rosten!“

Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter „den[1] Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? „Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da „hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörte„lein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich „hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häuffigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

III.

XVII. Den 26. April. 1759.

Sechs und dreyßigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwey hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte, und Landsmann des grossen Opitz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es

[1] dem [1770; ebenso Ruhig]

vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu betauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wehlen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein grosser Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg.[1]
Des Krieges Raubsucht.[2]
Krieg und Hunger.[3]
Eine Heldenthat.[4]
Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.[5]

---

[1] [Vgl. Bd. VII dieser Ausgabe, S. 158—159] [2] [Vgl. ebenda S. 144] [3] [Vgl. ebenda S. 137] [4] [Vgl. ebenda S. 135] [5] [Vgl. ebenda S. 164]

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naif, so galant kann er auch seyn!

Frage.[1]
Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.[2]
Grabschrift eines lieben Ehegenossen.[3]
Ein junges Mädchen und ein alter Greis.[4]

Und was kann anakreontischer seyn, als folgende allerliebste Tändeleyen?

Von einer Biene.[5]
Von einer Fliege.[6]

Noch sind ein grosser Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.[7]
Reichthum.[8]
Ein unruhiges Gemüth.[9]
Verleumdung.[10]

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, so bald sie wird zu haben seyn.

L.

XIX. Den 10. May. 1759.

Neun und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortreflich-

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 223] [2] [Vgl. ebenda S. 132] [3] [Vgl. ebenda S. 133] [4] [Vgl. ebenda S. 215] [5] [Vgl. ebenda S. 219—220] [6] [Vgl. ebenda S. 227—228] [7] [Vgl. ebenda S. 154] [8] [Vgl. ebenda S. 231] [9] [Vgl. ebenda S. 247] [10] [Vgl. ebenda S. 271]

keit wegen, aus der Ursprache in deutschen Hexametrischen Versen übersetzt.*

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten male in unserer Sprache erscheinet; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweitzerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der grossen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzehlen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln[1] Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stof zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon; ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drey Theile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Grösse gezeiget.

* Bey J. J. Schorndorf, in groß Octav.

[1] edlen [1761. 1770]

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger spricht, und glaubt[1] eurem Freunde,
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,
Alles sey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, sonst von nichts wissen,
Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erst bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich seyn wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:
Wir gehen nach falschen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig construiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der fünften[2] Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden sollte, hätte es in der vierten[3]

[1] [vielleicht verdruckt für] glaubet [2] vierten [1759. 1761. 1770] [3] dritten [1759. 1761. 1770]

Zeile heissen müssen: daß alles eitel sey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachläßigern in der Welt seyn. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin,[1] im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle diese Stelle, um Sie zugleich an eine von den mahlerischsten Phantasien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sklavin weigert sich die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter andern:

Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet.
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu; und er schwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.
Unsere beyderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel, und schrieben
Was wir feyerlich[2] gesprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil, unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan | gem

Und dergleichen grobe Verstossungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortrefliche prosaische Uebersetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas* gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch

* Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

[1] Aegypterin, [1770] [2] [vielleicht verdruckt für] feyrlich

auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröfnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer von „Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? „O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, „welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte „Gipfel wäre von menschlichen Füssen nicht zu erreichen, wenn die „Furcht des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens „nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festig„keit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die „Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend „trauert, wenn ihr die Freyheit mangelt, und nach der Glückseligkeit „vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und fordere mein „Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das „rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter „vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches „der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks auslieſt, und „mit sparender Hand nur wenigen schenket."

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste[1] Freunde!
Warum bringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen[2] Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füsse
Allzu sehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt ist
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! sprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,

[1] theureste [1761. 1770] [2] beschwerliche [1761. 1770]

Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben
Ist ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er ist sparsam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebertsche Uebersetzung vor sich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyspiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den schweitzerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa, und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das Schrecken, oder Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam bringen, oder sich durcharbeiten? —

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meinet der Vorredner zu der Uebersetzung des verlorenen[1] Paradieses nicht, wenn er sagt, daß man jenes grosse Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigern Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freyheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nehmliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter

[1] verlornen [1770]

auſſerordentlich verliebt haben, denn er hat ſeine Zueignungsſchrift ſogar in engliſchen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon leſen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings
And unworthy of the providential kindneſs etc.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht ſchon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen verſteht, Verſe zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte verſteht[1] niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, deſſen Mutterſprache es iſt, auslachen kann, — das iſt mir zu unbegreiflich.

Daß unterdeſſen Herr Simon Grynäus, (denn ſo heißt unſer hexametriſcher Ueberſetzer, wie man aus der Unterſchrift ſeiner Zueignung ſiehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erſte ſey, welcher engliſche Hexameter gemacht hat. Er iſt nur der erſte, welcher ſie, ſo wie die deutſchen, ohne alle Regeln, ja allen ſchon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, wagte es bereits in ſeinem Arcadien, Hexameter und Pentameter, und ſapphiſche Oden in ſeiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Verſuch gethan, die alten Sylbenmaße im Engliſchen einzuführen.* Unter den proſodiſchen Regeln, die er dabey beobachtet hat, iſt unter andern auch die Poſition, und er macht alle Selbſtlauter lang auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo ſie auch im Lateiniſchen kurz ſeyn können, wo der zweyte Mitlauter ein th[2] iſt, wo es nicht zwey verſchiedene Mitlauter ſind, ſondern eben derſelbe nur doppelt ſtehet ꝛc.

* An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz.* a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8vo.

[1] verſtehet [1761. 1770] [2] y [1759. 1761. 1770]

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren liesse, und ich glaube wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc.

E.

XX. Den 17. May. 1759.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederhohlten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaasse in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen, von beßrer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sie[1] selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlornen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr

[1] sich [1761. 1770]

unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die ausser diesem neuen Metro selbst, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Meßias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Ciffides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk* bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele grosse und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Mahler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemählden zu ver-

* Ciffides und Paches, in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin bey Voß 1759.

wandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandten[1] Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange, die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemählde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

Wenn, vom Orcan gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es sie mit leichten Füssen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

[1] weggewandtem [1770]

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine grössere Freude machen! Ich besitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwey noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beylegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte; und das andere ist eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beylage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte.

E.

Geburtslied.

Weh dir, daß du gebohren bist!
Das grosse Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Quaal.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dirs einmal erwirbst)
Ein Kerkerwerth Verbrechen seyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bey hundert deiner Tugenden,
Der Lästrung greulichstes Geschrey
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weis't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelts dir an Heldenmuth.
Und tanzest du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelts dir an grosser Welt.
Wenn du nicht spielst, und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielst, erwacht;

Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Witz! so fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirst du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen. Und die See
Ergießt sich wild; Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterirrdscher Donner brüllt,
Die Erd eröfnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und fast kein tugendhafter Mann
Ist ohne Milzsucht, lahmen[1] Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirst du sehn und mehr.
Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreun,
Und rauschen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beschatten. Oft wirst du,
In blühnden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergehn, athmen Lust,
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth, in bunter Pracht,
Und den Fasan im Klee, der dir
Denselben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.
Auch Wiesen werden dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen, blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.

[1] lahmem [1759]

Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud herab,
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,
Und Menschenlieb und Edelmuth
Wirkt Freud, und Freude nur ist Glück.
Fühl Tugenden, so fühlst du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein * * mich)
Beseeligen, und seyn dein Trost,
Wenn Falschheit dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schreyn,
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es stürmt. —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz.
Wohl dir, daß du gebohren bist!

Hymne.

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze sein Gespann.
Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Vom Saume seines Kleids,
Und gegen seinen Glanz, ist Demmerung
Der Sonne flammend Licht.
Er sieht mit gnädgem Blick zur Erd herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt; es fähret Feur von[1] Felsen auf,
Und Meer und Himmel klagt.
Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden singt sein Lob!
Erhebet ihn ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!

[1] vom [1761. 1770]

Es neige sich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!
Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr im Hayn!
Singt ihm, ihr Vögel! singt!
Seyd sein Altar ihr Felsen, die er traf,
Eur Dampf sey Weyrauch ihm!
Der Wiederhall lob ihn! Und die Natur
Sing ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch! zerfließ
In Harmonien ganz!
Dich hat er, mehr als alles sonst, beglückt.
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.
Erheb ihn hoch zu deiner Seeligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.
Die Sonne steige nie aus rother Fluth,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm vereinigst mit
Der Stimme der Natur.
Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenns schneyt, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.
In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich, denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.
Und o wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms, giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saytenspiel.
Erhalte mir, o Herr! was du verleihst;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heilgen Schaur will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!
In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.
Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

XXI. Den 24. May. 1759.

Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch; eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweyten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Critik weis er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darinn zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist

ein groſſer Liebhaber des Neuen, des Selbſterfundenen; er wählt alſo die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, dieſe Eintheilung in Monate? Iſt ein Monat von dem andern eben ſo unterſchieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur dieſem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieſelben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, ſie uns lieber in dieſem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenſer getadelt hat. Auch Spenſer hatte einem jeden Monate eine beſondere Ekloge gewidmet; und was ſagt Pope dazu? „Dieſe „ängſtliche Eintheilung ſeiner Schäfergedichte in Monate, hat ihn ge„zwungen, die nehmliche Beſchreibung entweder in drey Monaten nach „einander, mit veränderten Worten, zu wiederhohlen, oder, wenn ſie „das erſte mal ſchon erſchöpft war, gänzlich wegzulaſſen; woher es „denn kömmt,[1] daß einige von ſeinen Eklogen, (als zum Exempel die „ſechſte, achte und zehnte,) ſich durch nichts als ihre Titel unterſcheiden. „Und wie kann es anders ſeyn, da das Jahr von der Mannigfaltig„keit nicht iſt, daß es, ſo wie eine jede Jahrszeit, alſo auch einen „jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beſchreibung verſorgen könnte?“ * — Wenn Herr Duſch, wie man ſagt, auch der Ueberſetzer von Popens ſämtlichen Werken iſt, ſo muß es uns ſo viel mehr befremden, daß er ſich dieſer Anmerkung ſeines Helden nicht erinnern wollen.** Wenn er es gethan hätte, ſo würde es in ſeinen Schil-

* Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

** Der Herausgeber dieſer Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuſchalten. Herr Duſch hat ſich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unſere Critik ſeiner Ueberſetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspoſtreuter; zum dritten-

[1] kommt, [1770]

derungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Eckel, mutatis mutandis heissen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben; er, der andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento, aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weis. Er bekennt[1] mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller plumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lecture zu wiederholen, als etwas neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht

male in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachläßigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler „auffordern, mir in den beyden Stücken, der Vorrede nehmlich und der Abhand„lung von der Schäferpoesie, seinen Vorrath (von Fehlern) aufzuweisen." — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes[2] von Fehlern eben in diesen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen ob Fl. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas bessern brauchen können. Dem Leser unter dessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scrupulous division durch die gar zu richtige Eintheilung. Und to repeat the same description for three months together durch für drey Monate zusammen zu wiederhohlen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben so wohl nach einander als zusammen heissen kann? (Einschaltung des Herausgebers O.)

[1] bekennet [1761. 1770] [2] Vorraths [1761. 1770]

länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergessen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drey Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nehmlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst, und seine grosse Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur, (sagt Herr Dusch auf der 280ten Seite) „in den Geschlechtern der Thiere, von dem Hunde bis zum Elephanten; „in den gefiederten Schaaren von der Vogelfliege bis zum wüthenden „Strauß; in den Insecten, die zu betrachten ein Merian, die neue „Welt besuchet ꝛc.“ — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian, heißt die ge„lehrte Note, ein bekannter Mahler, reisete, bloß aus der Begierde, „die Schönheiten der Insecten zu betrachten, nach Surinam.“ — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaftern Absicht, als die blosse Schönheit der Insecten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz; hier steht Cadmus, wo Semele stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er tauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widersprechend ist

„die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen „Irrthum zu behaupten. In was für Widersprüche ver„sinkt sie nicht!“* Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, „wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth „schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterb„lichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der „Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Ver„lust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schliessen; „zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen.“** Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freylich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der Landmann weis „der Kälte Arbeit entgegen zu setzen, und wider Willen des Winters „Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben „sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten „Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner „Sichel fallen die Aehren der Felder.“*** Vortreflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter,

* Seite 291. ** Seite 241. *** Seite 66.

um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ungefehr[1] weis, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) geben, und sagt: „Itzo wieget „die Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der „Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß." * Die erste Helfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt.

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Helfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilet? Ich denke es geschiehet immer; die Sonne mag stehen wo sie will. Denn immer ist die eine Helfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem.**

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Helfte in Licht und Finsterniß getheilet ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig,

* Seite 112. ** Georg. lib. I. v. 209.

[1] ohngefehr [1761. 1770]

da des Herrn Dusch seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis: es heißt eben so oft ein blosser Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:*

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Helfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweyerley auf einmal bewiesen; nehmlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyspiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft, und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: „Uebung „entwickelt die verborgnen[1] Kräfte der Seele, wie die Arbeit die Kräfte „des Körpers. Durch sie gestärkt mißt einer die Erde, verfolgt den „Planeten auf seiner Bahn, und mißt die Weite von einer Sonne zur „andern ꝛc."** — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerey danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat, und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius, und noch in unsern Zeiten Bradley, wahrscheinliche ohngefehre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist,

* Georg. lib. IV. v. 425. ** Seite 64.

[1] verborgenen [1761. 1770]

von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch; ey, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kabelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn bey nahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint, und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Cometen mißt; nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre?

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. May. 1759.

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemählde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat grössere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer „kaum sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben," war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn „endlich an die schönste Ebene bringt." — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein

„majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der „Mond erhellte einige Seiten und Mauern[1] die sich mir im hellen „Lichte entgegen kehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. „Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche, und mahl„ten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaun„licher Grösse auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten „nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen „an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf corinthischen „Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten Sym„metrie zusammen gefügt; und ihre Verbindung war so genau und „richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil aufhörte, „oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermißt, „und keine Zierrath war überflüßig. Eine bewundernswürdige Ein„falt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regel„mäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen." — Das nenn ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüßige Zierrath hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der corinthischen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude „ruhte auf corinthischen Säulen." Es ist um ein aufgeschnaptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Treustigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses grosse Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein

[1] Mauren [1761. 1770]

„hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen „barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen, „und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch Räthsel. „— Ihre Lehre war nicht würdig auf die Nachwelt zu kommen. — „Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt übergeblieben.“[1] — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man „muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen „Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournets Archaeolog. „Philos. in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie der Erde; „Reimmanns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und „andern zusammen suchen.“ Vortreflich! Man muß sie aus denen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weis ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Haufe, fährt der Genius fort, ist der, den du „dort in griechischer Kleidung siehst.“ Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Secten, und einzeln Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit, finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht sein lächerlich! und so gleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die „lächerlichste unter allen.“* Oder vom Aristoteles: „eben „so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, „Form und Privation zu seinen Grundquellen an.“** (Oder an einem andern Orte vom Epicur: „Ich gehe hier nur „kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können“***) — O mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächer-

* Seite 179. ** Seite 180. *** Seite 274.

[1] überblieben. [1761. 1770]

lich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weiß machen, wenn Sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon „längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die „offenbarsten Irrthümer gewinnen noch einmal Beyfall: und ein Spi„noza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des „Chrysippus oder des Epicurus in eine neuere bessere Tracht.“ Was Sie mit dem Gassendus und Epicur wollen, das kann ich ohngefehr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Carteſius? Beyde eben dasselbe; oder jeder etwas anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E. er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst gebohren worden? Wenigstens lebt der Philosoph, in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nichts[1] genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem grossen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleisse um die Erkenntniß der Natur bemühten, und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortrefliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht, und groß genug ist, seinen „Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen gebohren zu haben, und in seinem Schooß die erste Gesellschaft wahrer „Philosophen zu hegen ꝛc.“* — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet

* Seite 188.

[1] auch nicht [1770]

habe? Gestiftet: so sagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Dusch, mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt:* „Von diesem Zeitpuncte „der Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:"

Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln,
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist. Wenigstens billiget er sie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen? —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig in den seltsamsten Raritätenkasten zu gucken! „Zwey mächtige „Flügel eröfneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf „beyden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen „in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch „ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. „Einige in der Tracht der Chaldäer ꝛc." Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draussen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch so gar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Ein-

* Seite 187.

„falt!“ — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf, und itzt unter; itzt scheinen die Sterne, itzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemählde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine corinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.: das sind die innern Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen grossen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröfneten zween mächtige Flügel „eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. Merke „auf, sagte mein Führer zu mir, und betrachte!“ — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi! ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich: „Entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken; Erdarten, Mineralien, Steine, „Metalle ꝛc.“ Und abermals repräsentiret sich: „Die schönste Gegend; „ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen „Himmelsgegenden geschmückt.“ Und abermals repräsentiret sich: „eine „unzählbare Menge von Stauden.“ Und abermals repräsentiren sich: „theils Pflanzen, theils lebendige Geschöpfe.“ Und abermals repräsentiren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber Sie sehen das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher Ihnen „selbst überlassen seyn!“

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil „eine Priesterin, in weissen Atlas gekleidet an „den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu; „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem „denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht „ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern „das Bleymaaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein

„blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch.“ Diese dreye warffen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem eckeln Collegio für beyde schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind diese, die hier anbethen?“ — „Jene blühende „Gestalt, sagt der Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung „zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch „der Natur vor, und beyde führen sie zu dem Altare, wo die natür„liche Religion dem Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er aus„geredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen er„klang.“ — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nichts neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Der Beschluß künftig.[1]

XXIV. Den 14. Junius. 1759.

Beschluß des 41sten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiction gedenken, als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sey. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen,[2] und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet, sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung

[1] folgt künftig. [1761. 1770] [2] argwehnen, [1759. 1761]

dieſes Dichters! Ich will mich die Mühe nicht tauern laſſen, ſie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuſchreiben. Und wenn dieſe nicht eben ſo elend iſt, als der Traum, ſo will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälſcher zu halten.

Herr Duſch will uns in ſeinem September* die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten, durch ein Beyſpiel einprägen. Leſen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alceſt ſeine Hütte am Strande „der See. In was für Verwünſchungen und Klagen brach er wider „den Himmel aus, der ihn geſandt hatte! Welch ein elendes Leben, „rief er zu den Felſen, iſt das meinige! Kaum kann ich mir mit den „Arbeiten meiner Hände das Brodt erwerben, das meine Nothdurft for„dert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne ſtehe ich auf, „und die Mitternacht bringt mir erſt die Stunde des Schlafes. Aus der „Tiefe des unſichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit „Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen ſchlagen, „und von den Ufern des Todes ein ſchlechtes Opfer für meinen Tiſch „hohlen. Und dennoch, o Himmel, ſendeſt du Stürme, die meine arme „Hütte niederreiſſen? Soll ich denn den Ungewittern und Regen, ſoll „ich allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgeſetzt, auch nicht „in der Nacht die Ruhe haben, die alle Weſen wieder vergnügt? Der „Vogel ſchläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt „ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild „ruhet ſicher in Höhlen und in warmen Gebüſchen, und der Wurm „findet im Schooſſe der Erde eine ſichere Ruheſtädte: nur ich bin allen „Plagen ausgeſetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Un„gewitter aus.

„Mit dieſen Klagen und Thränen in den Augen, warf ſich[1] voll „Unmuth, und müde ſeines Lebens, Alceſt, auf einen mooßigten Felſen „nieder. Die Nacht umſchattete ihn; ein feſter Schlaf nahm ihn in die „Arme, und der völlig angebrochene Tag öfnete erſt ſeine ſchweren Augen„lieder. Traurig ſtand er von ſeinem harten Lager auf, und wandte „ſeine Augen auf das Meer. Dann ſuchte er ſeine Hütte. Die Hütte „lag in einem Haufen zuſammen, und ſein Kahn ſtand zerſchlagen auf „dem troknen Sande. Jezt brach ein neuer Strom von Thränen aus „ſeinen Augen, und neue Klagen ſtürzten von ſeinen Lippen. Verzwei„felnd ſtieg er die Klippe hinunter, und wanderte zu ſeinem Nachen. „Aber der Nachen war zertrümmert, und ſeine Hütte darneben ein „Steinhauffen. Von wüthender Verzweiflung getrieben eilte er ans

* Seite 93.

[1] warf er ſich [1759. 1761. 1770; ebenſo Duſch]

„Meer, entschlossen sein Leben zu endigen, und in demjenigen Elemente „den Tod zu suchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung be„raubt hatte. Nimm auch mein Leben, rief er, nimm dieses elende „Leben, Schicksaal, das ich nicht mehr erhalten kann! Jetzo will er sich „in die Wellen stürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer über„sah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite „gelehnt lag. Die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und „der Kiel[1] stack in einer Sandbank. Jetzo vergaß er seinen Entschluß „zu sterben, und Neubegierde und Hofnung beflügelten seine Füsse. Was „für Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der „Sturm, der seinen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand „getrieben hatte! Wie vergaß er zu seufzen, und nennte das Ungewitter „ein Mittel seines Glücks, und den Himmel gütig und weise, der ihm „den Sturm gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, „und eben der Sturm den er verwünschte, bereicherte ihn."

Welch ein abscheuliches Beyspiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer; und doch spricht dieser elende Fischer, natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr seyn! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er murret; er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäuffe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen mooßigten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schlief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, eben so fest; aber nicht eben so lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erst seine schweren Augenlieder! Anstatt aber, daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wütend als er gestern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie Acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll, oder nicht: er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch

[1] Keil [1759. 1761. 1770; ebenso Dusch]

den Sturm hundertmal mehr verloren haben, als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bey ihm wirken müssen, wenn ihm Schöpfer[1] Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das seyn, von dem es in einem solchen Falle heissen kann: „er vergaß „seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hofnung beflügelten seine Füsse." Herr Dusch fragt an einem andern Orte:* „Um „mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an „der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen „noch heftiger, als der meinige, ein so schrecklicher Gedanke, der in „Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können?" — Doch diese bessern Gesinnungen im November, konnte Herr Dusch freylich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beyspiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaaßen den allgemeinen trostreichen Satz: Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nehmlich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte itzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beyspiel liefet, nicht eben so wohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schliessen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weis niemals das Ende zu finden, er mag schreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schliessen, ohne vorher feyerlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duschen halte? Er könnte wirklich ein guter Schrift-

* Seite 221.

[1] der Schöpfer [1761. 1770]

steller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschliessen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefehr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen, als die Ausschweiffung über die Gewalt der Mode, im October.* Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt; hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satyrischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen „dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten: und der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Bilder „verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er „wissen wollte,[1] was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack „habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten „leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt, „mit einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geschmiere und das „Meisterstücke eines von[2] Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in „andere Hände fiel? Ach! grausamer Loraine, fünf deiner verbliechenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt „an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen „kostbaren Ring, seine weisse Hand, und seine reiche Weste an! Mit „ihm schwatzet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze, oder vom „Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen, „erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. — Es ist leichter,

* Seite 159.

[1] sollte, [1770] [2] van [Dusch]

„ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen, oder ein sinkendes „Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder „einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sey, zum „Tanze oder zum Tempel zu gehen; Zeit zu spielen, oder zu beten; zu „glauben oder sich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; alles bestimmt „die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. „Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herr„schaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen[1] hatte. „Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten[2] „Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich:" In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehn;[3] sechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Räthin, und keine Carosse, und keine Bediente? Kinder „würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füsse zum „gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark seyn! sagte die junge „Narcisse zu ihrem Gemahl. — Aber wie? versetzte er, bedenken Sie „doch! Eine Carosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu „Grunde gehen. — Und wollten Sie sich noch bedenken, wenn es die „Mode so will? —"

G.

XXV. Den 21. Junius. 1759.

Drey und vierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen; und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.* Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klaßischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing.**

„Friedrich[4] von Logau, sagen sie in ihrer Vorrede, ist mit „allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu „halten, und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern „Lesern weiter, als dem Namen nach bekannt seyn wird. Wir können „uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein

* S. den 36sten Brief.

** Friedrichs von Logau Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Lessing. Leipzig, 1759. in der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

[1] genommen [1770] [2] gefaltenen [1761. 1770] [3] stehen; [1761. 1770] [4] [Vgl. Bd. VII, S. 127 dieser Ausgabe]

„ganzes Jahrhundert und drüber, haben sich die Liebhaber mit einer „einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann „er also noch seyn? Und wenn selbst Wernike keinen kennen will, „der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes „Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines „Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche „Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Ge„dichten nicht bequem zu seyn scheine, kein Beyspiel entgegen zu stellen „weis: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vor„gänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in „solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nochfolgenden „Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister, oder ein John ge„wiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyspiele aus ihm anführen, „aber so unglückliche Beyspiele, daß sie unmöglich einem Leser können „Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen."

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: Anweisung und Exempel, mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beyspiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Missjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl sagt er: quae quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange „Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der „gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, oder „mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc." —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gott-

ſcheb ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſrer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logau; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöcherſche allgemeine Gelehrtenlexicon hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nehmlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und Beynamen des Schleſiſchen Peireſcius erhalten, und Chriſt. Gryphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden, wider deſſen Willen, drucken laſſen.“ Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freyherrn Balthaſer Friedrich von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, ſagen ſie, ſollten uns dieſe Beweiſe „dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn „nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.“ — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweiſe an, die ihr Vorgeben auſſer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis iſt von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nehmlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, dieſen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, ſo iſt es ja wohl unleugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unterdeſſen, ſagen die Heraus„geber,[1] iſt dieſer Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer „in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte.“ Es iſt unglaublich, welche Freyheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine ver-

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 131]

meinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, Ihre Neugierde ist grösser, als der Eckel seyn kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtinnen, ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück seyn. Es lautet so:[1]

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigschnitte;
Iris grüsset' ihn mit Lächeln; Ciris faßt ihn in die Mitte,
Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig und das Grüssen.

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügste seyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrsis, denn sie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritisiren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur untereinander setzen.

Logau.[2]

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht;
Denn der kleinste Buhlerstich,
Ist für sie ein Dieterich.

Logau.[3]

Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst du nicht, daß der Wolf sie frißt.

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 226] [2] [Vgl. ebenda S. 184—185] [3] [Vgl. ebenda S. 286]

Der Ungenannte.

Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.

Logau.[1]

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:
Man schlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben seyn lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

Belise und Thyrsis.

Belise starb und sprach im Scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.
Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kanst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar,

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 186]

in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Canzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichters[1] in der ersten Helfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter, finden können; nehmlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetisches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so grossen Ahnen, poetischen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen seyn. Sechzehn Jahr endlich darauf, trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt[2] haben. — Und nun sehen Sie; Ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn drey tausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig seyn. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabey anmerken! „das ist unter allen „Nationen, sagen sie,[3] immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen „Gedichten ein Drittheil gut ist.“ — Der Ausspruch ist strenge; aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse, in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender.

An mein Buch.[4]

[1] [vielleicht verdruckt für] Dichter [2] geleget [1770] [3] [Vgl. Bd. VII, S. 180] [4] [Vgl. ebenda S. 132]

Und der Schluß des zehnten:

An den Leser.[1]

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben sie sich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bey dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nehmlich hat fast jedes Stück eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit; und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull; wenn er nicht oft noch etwas besseres ist. Urtheilen Sie selbst.

Ursprung der Bienen.[2]

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.[3]
Auf die Pulchra.[4]
An einen Bräutigam.[5]

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichem Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug, sagen sie,[6] daß in dem unbeträchtlichsten noch „stets etwas zu finden seyn wird, warum es unsrer Wahl werth ge„wesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und „grosser Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive „Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und grosse Sinn besonders, macht eine Menge von Logaus Sinngedichten, zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet.[7]
Freundschaft.[8]

Kurz, es ist nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen:[9] „Es ist unwidersprechlich, daß wir in unserm „Logau allein, einen Martial, einen Catull, und Dionysius „Cato besitzen."

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 296] [2] [Vgl. ebenda S. 220—222] [3] [Vgl. ebenda S. 215] [4] [Vgl. ebenda S. 216] [5] [Vgl. ebenda S. 217] [6] [Vgl. ebenda S. 130] [7] [Vgl. ebenda S. 309] [8] [Vgl. ebenda S. 295] [9] [Vgl. ebenda S. 129]

XXVI. Den 29. Junius. 1759.

Vier und vierzigster Brief.

Es war der bloſſe Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt; und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie ſehr ſich, auch auſſer der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutſchen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie ſind nehmlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten klaßiſchen Schriftſteller umgegangen, und haben ſich die Mühe nicht verdrieſſen laſſen, die kritiſchen Erythräi deſſelben zu werden. Ihren Anmerkungen über ſeine Sprache haben ſie die Geſtalt eines Wörterbuchs gegeben, und ſie merken mit Grunde an,[1] „daß ähnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller der erſte „nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſeyn „würden."

„Die Sprache des Logau, ſagen ſie,[2] iſt, überhaupt zu reden, „die Sprache des Opitz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und „Landsleute. Und wenn Tſcherningen hierinn die erſte Stelle nach „Opitzen gebühret, ſo gebühret die erſte Stelle nach Tſcherningen „unſerm Logau. Das Sinngedichte konnte ihm die beſte Gelegenheit „geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen „Gattungen von Materie, unter der Bearbeitung eines Kopfs erhält, „der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine „Worte ſind überall der Sache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht, „wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft, ein„ſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch „und naiv, wenn er ſpottet; poßierlich und launiſch, wenn er bloß „Lachen zu erregen ſucht."

Von der Sprachenmengerey, die zu ſeinen Zeiten ſchon ſtark eingeriſſen war, zeigen ſie, daß er völlig frey geweſen iſt. Was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen oder franzöſiſchen aus; und er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. Z. E. Accentus durch Beylaut; Inventarium, durch Fundregiſter; Profil,

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 131] [2] [Vgl. ebenda S. 352]

durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatocismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierinn kein übertriebener Purist; sondern er spottet vielmehr über die zuweitgehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisiren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich itzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwey Stücken; in gewissen Wörtern und Fügungen nehmlich, die wir, es sey nun mit Recht oder mit Unrecht, haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beybehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber:[1] „Wir „haben alle sorgfältig gesammlet, so viele derselben bey unserm „Dichter vorkommen; und haben dabey nicht allein auf den Leser, der „sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern „und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten der„selben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß „sie der Sprache dadurch einen weit grössern Dienst thun würden, als „durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, „ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf sobald geben möchte. Noch „weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch „dem eckelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, „annehmlich zu machen ist.“ — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgendermaassen:[2] „Die Schlesische Mundart „ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mund„arten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen „haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, „Verbindungsarten und Wendungen darinn gefunden haben, verdienen, „wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch „wenigstens gekannt und geprüft zu werden.“

Auf diese beyden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von diesen auf die übrigen schliessen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 353—354] [2] [Vgl. ebenda S. 354]

selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret.
— — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.
— — — — —

Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt. Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß, eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung, oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsylbe, ley. Logau setzt nehmlich diese Endsylbe, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Grossem[1] noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem ist dieses seinerley; und wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerley sagt, sagt er, und andere Alte, auch dieserley, meinerley, deinerley ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche selbst.

„Bieder.“[2]
„Biedermann.“[3]
„Brunst.“[4]
„Demmen.“[5]

---

[1] Grossen [1761. 1770] [2] [Vgl. Bd. VII, S. 364] [3] [Vgl. ebenda S. 364—365] [4] [Vgl. ebenda S. 366] [5] [Vgl. ebenda S. 368—369]

„Alike, die.“ [1]
„Hinsichern, sich.“ [2]
„Noch, noch.“ [3]

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen, und studiren werden, sobald Ihnen Ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 373] [2] [Vgl. ebenda S. 379—380] [3] [Vgl. ebenda S. 390]

Ende des zweyten Theils.

Dritter Theil.

1759.[1]

IV. Den 26. Julius. 1759.[2]

Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die grossen Lobsprüche, welche der nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereitzet. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des seel. Hrn. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermassen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Grossen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und 204 Seiten 8°; ebenso in der zweiten Auflage, die auf dem mit der ersten gleichlautenden, aber gedruckten (nicht gestochenen) Titelblatt ebenfalls die Jahrszahl 1759 hat, jedoch erst Ende 1761 oder wahrscheinlich Anfangs 1762 erschienen ist (= 1759b). Die dritte Auflage, von 1773, zählt außer den 2 Blättern Titel und Inhalt nur 180 Seiten 8°.]

[2] [Die Nummer und das Datum und damit die Unterscheidung der einzelnen Stücke der „Litteraturbriefe" fehlt im dritten Teile der Ausgabe von 1773 durchaus]

einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freyheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürffen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.* Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser itzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heisse Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besondres[1] Schicksal habe ihn genöthiget sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beygetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit

* Der nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

[1] besonderes [1759 b. 1773]

den eignen[1] Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt: „Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlassen „und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem „Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeitze, als von einer uneigennützigen Begierde, meine „Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: So „habe ich mich entschlossen, für mein zweytes Vaterland zu thun, was „mein Vater für England gethan hat."

Auf zwey Punkte verspricht er dabey seinen Fleis besonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beydes, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eignen[1] Erziehung gebracht,* welche mehr als ein Stück einnimt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die eckeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzehlt z. E.** als ihn sein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daseyn eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie, bekannt machen wollen: so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern[2] fortzugehen, zu folgen gesucht, und sey einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden seyn werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet worden.[3] Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmlung,[4] für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine

* Stück 46. 47. 48. ** Stück 50.

[1] eigenen [1759 b] [2] Schweren [1759 b. 1773] [3] werden. [Druckfehler 1759] wird. [1759 b.] daß diese Regeln hier beobachtet werden. [1773] [4] Verstümmelung, [1759 b]

solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne[1] bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott „zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend, in seinem dreyßigsten Jahre mit einer so grossen „Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zugleich mit der „Kraft begabt habe, solche herrliche und ausserordentliche Thaten zu „thun, als sonst niemand ausser ihm verrichten können." — Heißt das den geheimnißvollen Begrif eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt, mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflössen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ohngefehr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiset er z. E. in dem vierten und siebenden Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze: „Ich kann nicht schliessen, ohne zur Ehre dieser Werke und zur Ehre „fremder Sprachen zu wünschen, daß sie mit allen andern vortreflichen „Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Uebersetzer unbekannt „bleiben mögen, der nur mit der Hand und nicht mit dem Kopfe; der, „mit einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert „unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt." — In dem dreyzehnten Stücke[2] redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt? „Er ist ein Genie, das „nicht allein weit über einen Milton erhoben ist, sondern auch unter

[1] Sohn [1773] [2] Stück [1759 b]

„den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten „grenzet ꝛc. Nach der Offenbarung, setzt er hinzu, kenne ich fast kein „Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner „Seele auf eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken.“ — Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Buttlers* Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts** moralische Schriften; des Hrn. Basedow*** praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau† Freund des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin.††

Dieses letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maytag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeicheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Uebersetzung daraus anführt, sind so vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schliessen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt „ist; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Pa„radies erschaffen hast, Du bist alles und alles in Dir; überall sieht „man deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern „deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser seyn? „O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu den[1] tauben ungläubigen „Hauffen mit tausend Zungen. — —

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er erschaffet, er bil„det, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er „ist — er ist beynahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude „die, welche in dem Dunste und Staube verschloßner[2] Mauern, wenn

* Stück 9 und 22. ** Stück 21. *** Stück 24. 29. † Stück 34. 36. 38. 40. †† Stück 52.

[1] dem [1773] [2] verschlossener [1759 b]

„die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam „lauren. ꝛc.“

G.

V. Den 2. August. 1759.

Neun und vierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern sich, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß itzt ein guter Christ ganz etwas anders zu seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weis. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtschafner[1] Mann seyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen; alle sie betreffende Streitigkeit mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der nordische Aufseher hat ein ganzes Stück* dazu angewandt, sich diese Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal denn; aber sehen Sie selbst wie bündig sein denn ist. „Denn, sagt er, ein Mann, welcher sich mit „Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, „verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet „zu werden; und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht „der Rechtschaffenheit vernachläßige, ob er sich gleich von demjenigen

* St. XI.

[1] rechtschaffener [1759 b. 1773]

„befreyet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, „ist — — ein Lügner muß ich sagen, wenn ich nicht strenge son„dern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein recht„schafner Mann gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit „eine getreue und sorgfältige Uebereinstimmung seiner Thaten mit „seinen Verhältnissen gegen andere, und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön erklärt: so kann sie nicht weniger „nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte läugnen, „daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde.“ — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Christ ist: in dem Beweise aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt: Hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einem dieser Personen wahr sey, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, höre ich zuweilen „sagen, ist zu betauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die „Religion bis zur Ausschweifung frey; sein Witz wird unerschöpflich, „wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist „ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine „einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc.“ — Aber mit Erlaubnis; diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt

ist; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterey! Und nun betrachten Sie seinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, sagt er, wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und „Gerechtigkeit verstehen wollten: So könnte doch vernünftiger Weise „nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschafner[1] Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, „Rache und Stolz, sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch „empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? „Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit „verhärtet: Was für eine Versichrung[2] haben wir, daß er den strengen „Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung „verlangen?“ — Abermals die nehmliche Sophisterey! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion) wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber, liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der

[1] rechtschaffener [1778] [2] Versicherung [1759 b]

Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versichrung[1] haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion „hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc." Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die blossen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschafnen[2] Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschafnen[2] Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten, können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ sey, könne auch kein ehr„licher Mann seyn," mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäussert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen

[1] Versicherung [1759b. 1773] [2] rechtschaffenen [1759b]

Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von demjenigen* nehmlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, über das erste Wesen zu „denken, die beste sey?" Er nimmt deren drey an. „Die erste, „sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beynahe nur als „ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn „philosophiret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums „entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, „daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergehet, welche ihr „so lieb ist, daß sie jede freyere Erfindung einer über Gottes Grösse „entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft ꝛc. Und weil wir „durch diese Art von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns „zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen „wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die „zweyte Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer „seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden „eine freyere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur „selten erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes. ꝛc. — Die „dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt „(und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von „der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht „sind, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten „von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich „verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken „durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; „wenn, wofern wir drauf[1] kämen, das, was wir denken, durch Worte „auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben „würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe „verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben „können, und daß wir ihn lieben dürfen."

* Stück XXV.

[1] darauf [1773]

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas neues darinn. Dieses nehmlich; daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heissen. Seine dritte Art über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung; mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto grössern. Bey der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst, Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr diese Theile alsdenn[1] sind, je genauer sie harmoniren; je vollkommner[2] der Gegenstand ist: desto grösser wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen grossen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern „wir darauf kämen, das was wir denken, durch Worte auszudrücken, „die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde.“ Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie

[1] alsdann [so regelmäßig 1773] [2] vollkommener [1759 b]

aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem grössern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man im Stande „wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedrenge dieser „schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Be„stimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze „Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft „darunter seyn!" — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den „sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen „darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufzu„muntern:" Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unsrer[1] Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten, eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

G.

VI. Den 9. August. 1759.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind," sagt der nordische Aufseher an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in

[1] unserer [1759b]

„so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: „So wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glück„seeligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich „überdrüßig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr An„denken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterliessen, „und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu „zu seyn scheinen könnte: So würden sie dadurch eine unanständige „Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen „dürfen, daß sie bey den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, „als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie „sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem „Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich „wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut „seyn werde.“ * —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch solche die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen.

* Zu Anfange des XX. Stücks.

Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reitzen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret grade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben liesse, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen liesse, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabey gehabt habe. Das eine* ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweyte** ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, so viel ich noch in „Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß ist sie doch sehr „furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach „sichern Nachrichten auf nichts geringers, als auf die Errichtung eines „Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen „Absichten weniger durch offenbare Feindseeligkeiten, als durch die Künste „einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt „haben, sowohl über die itzige, als über die künftige Männerwelt eine „despotische Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen haben „die Damen schon lange behauptet: So sollen ihre Anstalten besonders „wider unsre jungen Herren gerichtet seyn. Sie haben bemerkt, daß ein „höherer Verstand allezeit über einen schwächern herrsche. In dieser „Ueberzeugung suchen sie es bey ihnen so weit zu bringen, daß sie die „Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele mit Kleinigkeiten beschäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geschäften und „Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst stellen sich an, als „wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; „als wenn man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unterredungen überlästig würde; als wenn sie sich wirklich mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen liessen; als wenn sie vor

* Stück XLIII. ** Stück LIV.

„dem bloſſen Namen eines Buches erſchräcken, und durch nichts, als „Spielwerke glücklich wären. Allein das iſt lauter Politik und Liſt, „und ſo ſcharfſichtige Augen, als die meinigen, laſſen ſich von dieſer „Verſtellung nicht hintergehen. Ich betaure nur unſre[1] jungen Herren, „welche die Netze gar nicht zu ſehen ſcheinen, die ihnen auf eine ſo feine „Art gelegt werden. Um ſie nach und nach ganz unmännlich zu machen, „gewöhnen ſie dieſelben zum Geſchmacke am Putze, zur Veränderung der „Moden, und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. „Und man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie ſehr ihnen alle dieſe „feindſeeligen Anſchläge auf den Umſturz der itzigen Einrichtung der „Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unſern „jungen Herren. Sie kleiden ſich nicht etwa ordentlich und anſtändig; „ſie putzen ſich und ſind länger vor ihrem Nachttiſche, als die meiſten „Damen; ſie ſind ſo ſtolz auf einen gutfriſirten, wohlgepuderten Kopf; „ſie ſind ſo weichlich; ſie können ſo wenig Witterung und Kälte ver„tragen; ſie haben ſogar auch ſchon ihre Vapeurs und Humeurs, „und wenn die Natur nur ihr Geſicht verändern wollte, ſo könnte man „einige ganz füglich in Schnürleibern gehen laſſen. Wiſſenſchaft und „Geſchmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anſpruch; in guten „Büchern zu leſen, würde eine Galeerenarbeit für ſie ſeyn; und wenn „ſie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten, ſo „würden ſie gar nichts mehr wiſſen. So weit haben es ſchon unſere „Amazonen gebracht. Wie weit dieſes noch in der Folge gehen könne, „und ob nicht unſere Jünglinge mit der Zeit, wenn ſie nicht bald auf „ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit „in Geſellſchaft werden bringen müſſen, das will ich der Ueberlegung und „Beurtheilung aller nachdenkenden Leſer überlaſſen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unter„nehmungen bloß auf unſere jüngere Welt einſchränken. Einigen von „ihnen, die verheirathet ſind, ſoll es ſchon gelungen ſeyn, den Despotis„mus, auf den ihre Anſchläge abzielen, in ihren Häuſern einzuführen. „Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß ſich Männer bequemt haben, „die Verwaltung der Küche und andere wirthſchaftliche Verrichtungen über „ſich zu nehmen, die man ſonſt nur unter die Geſchäfte des Frauen„zimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält es für ſeine Schul„digkeit und Ehre den Einkauf deſſen, was in der Küche nöthig iſt, und „die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Geſchmacke ſeiner hochgebieten„den Amazone zu beſorgen, und mit einigen ſoll es auch ſo weit ſchon „gekommen ſeyn, daß ſie bey der Zubereitung der Speiſen gegenwärtig „ſind, und einen Pudding oder Roſtbeef ſo gut zu machen wiſſen, „als die ausgelernteſte Köchin. Man darf, um davon verſichert zu wer„den, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer

[1] unſere [1759 b]

„haben an ihren neuen Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie „ihre Gelehrsamkeit auch in Gesellschaften hören lassen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Project eines „Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List, „sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Unerschrocken- „heit der Männer nöthig haben möchten: so haben sie auch schon des- „wegen die nöthigen Maasregeln genommen. Eben hieraus soll die so „weit getriebene Entblössung einiger Frauenzimmer entspringen, denen „andre bloß aus Unwissenheit und um modisch zu seyn, nachfolgen. „Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die „billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich „habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an die „Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit „genöthigt seyn möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere „den jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere „in der Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man „sonst, wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu „verbergen pflegte, so laut und dreist lachen, als die kühnste und un- „verschämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in „den Betheuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner „vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, „um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden."

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug er ist schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herprediget,[1] damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende der- selben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner itzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

[1] herpredigt, [1773]

Itzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Grösse getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdriessen lassen. Der Aufseher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseeligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen „Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vortheile ein„geschränkt bleibt, und unfähig zur Empfindung andrer Glückseelig„keiten ist, die nicht aus den[1] Vergnügen der Sinne, aus der Be„friedigung eigennütziger Leidenschaften, oder aus dem Glücke seiner „Familie entspringen, kömmt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes „und blödes Gesicht hat.“ — Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. — „Der Kurzsichtige kennt die „Natur weder in ihrer Grösse, noch in ihrer vollen Schönheit und „Pracht; er sieht dieselbe, so zu sagen, nur im kleinen und nicht ein„mal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge „von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern „der Schöpfung! Wie unzählbare, mannichfaltige Aussichten, die ein „stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für „ihn, als wären sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herr„lichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die von ihm ungesehen „und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger „Licht und der Himmel weniger[2] Gestirne, und wie viel Schönheiten „verlieret er nicht auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite „reichen, in der Entfernung tausend grosse und herrliche Gegenstände „auf einmal und ohne Verwirrung übersehen, und mit einem Blicke „in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Ent„fernung blühende Wiesen und einen weit gestreckten Wald entdecken, „so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füssen aufwachsen, „und selbst von diesen bleiben ihm mannichfaltige Reitzungen ver„borgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahr„nimmt. Alles ist vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze „Gebürge verlieren sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bey

[1] dem [Aufseher] [2] weniger [Aufseher] wenig [1759. 1759b. 1773]

„einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze „Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen „Grasplatz. Dem bessern[1] Auge hingegen ist ein jeder Theil der Ma„terie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Ein„wohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam „und leer von Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie unvoll„kommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Grösse, Ordnung, „und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltig„keit und Kunst bey ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, „und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Har„monie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen seyn, und wie un„glücklich ist er[2] nicht, wenn er nicht mehr errathen, als sehen, und „seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen „kann! Er muß mit seinen Freuden zu geitzen wissen, wenn er mit „ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute „Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwendrisch seyn „mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Ueberflusse neue Reitz„ungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken.“ —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Eben so ist es mit denjenigen „beschaffen ꝛc.“ und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?

G.

VII. Den 16. August. 1759.

Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Critik ist der nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben, (die eine auf die Geburt,* die andere auf das Leiden des Erlösers,** und die dritte auf den Geburts-

* Stück LIX. ** Stück XV.

[1] bessern [Aufseher] besten [1759. 1759 b. 1773] [2] er [Aufseher] der [1759. 1759 b. 1773]

tag des Königs,* von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortreflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde betauert.[1] Wer eine oder zwey von seinen so genannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horatz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beyden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied** auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind; so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses grosse Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begrif davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thateſt du jene groſſe Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!

* Stück XVIII. ** Stück XVI.

[1] betauret. [1759 b]

Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.
Dieser Endlichkeit Looß,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Lesen, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwese,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!
Mit heilgem Schauer
Brech ich die Blum ab!

Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
Mit heilgem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier ist[1] das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen, und rauschen,
Ist der Ewige!
Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!
Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schaft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stücke geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen[2] Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Sylbenmaasses betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaasse abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm so gar hinderlich, und er muß, um zu *seinem* Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche

[1] [ebenso im Aufseher, doch vielleicht verdruckt für] Hör ich
[2] kleine [1773]

Mühe gemacht hat. Da also der prosodische[1] Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaasse schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterliesse, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freye Versart so gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreissen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen; besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Prosa zustatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn sich nehmlich der Dichter bey der Abtheilung dieser freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte. ꝛc.

Das einzige Stück des nordischen Aufsehers, welches in die Critik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und „was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht „am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter „allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von „ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Na„tion von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat an-

[1] prosaische [1759. 1759 b. 1773]

„legen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, „daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie „ist dieses bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist: so haben wir „wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen Aus- „druck vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns die- „jenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche „Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig „zu denken scheinen." — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wo- durch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nach- drücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zehlet er auch die- jenigen, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind. „Es ist, sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen so „gar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Mensch. Warum „sollten wir also den Griechen hierinn nicht nachahmen, da uns unsere „Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" — Das zweyte Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zu erst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen „Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von denen „anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vor- „züglich geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des „Perioden und die Ordnung derselben, der Handlung, die der Periode „ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht „genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und „nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redens- „arten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier „sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese „Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder „des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter an- „dern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte „die schönste Stelle verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt „werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter „litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört

„vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection „nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fieng den Perioden an; und es „hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften „am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, „von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen „seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schliessen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen; es mit allem Fleisse zu studiren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen grossen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen[1] Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne[2] Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affecte, zu erst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein grosses Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreiffen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freylich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

E.

VIII. Den 23. August. 1759.

Zwey und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen

[1] eigenen [1759 b] [2] eigene [1773]

Litteratur, noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammlen; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleisse nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascau zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele[1] Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzehlungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzehlen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner

[1] dunkle [1773]

Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. Ich betaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süsse Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen müssen. Jetzt hat er uns eine Portugisische Geschichte geliefert.*

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden, und in zwey Theile abgesondert ist, deren fünf Abtheilungen folgende Aufschrift haben. I. Abth. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung

* George Christian Gebauers Portugisische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drey Alphabeth.

des Hauses Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis itzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen grossen Mann treffen ꝛc. —

O ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die Portugisische Historie kamen, bey der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen[1] in Africa zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigner Person beyzuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comete zu widerrathen schienen,[2] am Johannistage 1578 unter Segel; setzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco, zur Schlacht. Sebastian und seine Portugisen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft „bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen. —

„Er kam, fähret Herr Gebauer fort,* zu Venedig An. 1598

* Seite 19 des zweyten Theils.

[1] Unglaubigen [1773] [2] schiene, [1759 b]

„zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bey dem gemeinen „Volke, sondern auch bey etlichen vornehmen Personen Glauben fand, „zumal da einige Portugiesen, die den König Sebastian wohl gekannt „hatten, vor gewiß versicherten, daß er in[1] dem Gesichte, in der Grösse, „in der Rede, demselben vollkommen gleiche, ward ihm dergestalt unter „die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß aufzuführen „anfing, und kein Bedenken hatte, sich vor den öffentlich auszugeben, „den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische Gesandte zu „Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bey dem Rathe „zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen, und über seine Um„stände, und wer er sey, befragt wurde. Da erzehlte[2] er umständlich, „wie er in dem unglücklichen Treffen bey Alcassar in Africa nicht „sey erschlagen worden, sondern, ob wohl hart verwundet, der Ge„fangenschaft wunderbarer Weise entgangen sey. In Algarbien, „wohin er auf einem leichten Schifflein mit Christoval von Ta„vora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und weil er des An„blicks der Menschen nach einem so grossen Unglücke sich gescheuet und „geschämet, habe er sich vorgenommen, Abeßinien und andere weit „entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser seiner Fahrt sey „er nach Persien gekommen, habe mancherley Schlachten beygewohnet, „und viele Wunden empfangen; endlich sey er des Herumziehens müde „worden, und habe sich mit einem frommen Alten in Georgien in „ein einsames Kloster begeben, und daselbst ein Cläusnerleben geführet, „bis ihm endlich gefallen, seine Unterthanen wieder zu sehen. Auf „dieser Rückreise habe er erst in Sicilien gelandet, und von da „Marcum Tullium Cotizo von Cosenza nach Portugall „abgefertiget, und als der nicht wieder kommen, habe er sich selbst „auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zuförderst zu Rom dem „Pabste zu den Füssen zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit seiner „eigenen[3] Leute verhindert, die ihn unterwegens beraubt, so daß er „sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor den„jenigen erkannt, der er wirklich sey. Das war nun geschwinde ge„sagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge „von ihm nicht fodern[4] konnte. Er sagte mit grosser Freymüthigkeit, „daß er zu dem Rathe zu Venedig sich des Besten versehe, der sich

[1] in [fehlt 1759. 1759 b.] [2] erzehlete [1759 b] [3] eignen [1773] [4] fordern [1759 b]

„wohl erinnern würde, was er vor Briefe bey dem letzten Türkenkriege „an sie geschrieben, und wie geneigt er sich wegen der Hülfe gegen sie „erboten habe. Wer ihn, den König je gesehen habe, müßte ihn kennen. „Zu dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem Könige, in „dem Gesichte sowohl, als an seinem ganzen Leibe an der linken „Seite etwas kürzer war, als an der rechten; an seiner rechten Augen„braune war eine Narbe zu sehen von einer Wunde, wie bey König „Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen hatte; eine „große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man bey dem „Könige wahrgenommen hatte, fanden sich bey diesem Sebastian auch. „Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten, und immittelst „bewegten die geflüchteten Portugiesen Himmel und Erde, daß ihr „König ihnen möchte frey gegeben werden. Selbst König Heinrich IV. „in Frankreich, ließ durch seinen Gesandten, den Herrn du Fresne, „den Rath zu Venedig bitten, sie möchten in der Sache sprechen, „und die Portugiesen nicht im Irrthume lassen. Das Erkenntniß „bestund nun darinn, daß dieser Mann binnen acht Tagen das Vene„tianische Gebiete räumen sollte, bey ewiger Galeerenstrafe. Nun „überlegten die Portugiesen fleißig, was vor einen Weg ihr König „erwählen sollte, um sicher in sein Königreich zu gelangen, ob er durch „Graupündten und die Schweiz, oder durch das Florenti„nische seinen Weg nehmen sollte. Zu seinem grossen Unglücke er„wählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Dominicaner Münch „das Florentinische Gebiete betreten, als er daselbst erwischt, und „von dem Großherzoge Ferdinand dem I. an die Spanier nach „Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Untersuchungen von „neuem an, zu grosser Verwunderung derer, die ihn des Betruges „überführen wollten. Als ihn der spanische Unterkönig, Don Fer„dinand Ruiz von Castro, Graf von Lemos, vor sich kommen „ließ, trat er ihm mit grosser Zuversicht unter die Augen, und weil „er sahe daß der Graf unbedeckt war, sprach er zu ihm: decket Euch, „Graf von Lemos. Als dieser erwiderte, wer ihm die Macht ge„geben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden? soll er versetzt „haben: diese Macht sey mit ihm gebohren; wie er sich denn selbst „so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? er müsse sich doch „erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweymal an

„ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite „habe, ihm damals von ihm sey geschenkt worden. Andere sagen, er „habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, „seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies „nun an sich seine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund „seiner Degen, und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer „bringen lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke „gleich erkannt, und unter den andern herausgenommen, sondern auch „an dem Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen „Orte eröfnen, und den darunter verborgenen Namen Sebastian, „entdecken könne, welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Ge„mahlin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß man den Se„bastian als einen Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel „schimpflich herumführte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. „Als er sich der Spanischen Küste näherte, ward alles in Por„tugall rege, so daß man ihn nach St. Lucar auf das Schloß „setzen mußte, um seiner Person mehr versichert zu seyn, an welchem „Orte er geblieben und gestorben, ohne daß die Art seines Todes je„mals recht bekannt worden."

Dieses ist die Geschichte! Dabey aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des König[1] Sebastians der„gestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran „weiter zu zweifeln, und wenn diese erste Frage sollte nicht können be„jaet werden, ob jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig „gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine „grosse Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverläßigkeit erweisen, ist Sebastian bey Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kenntbar

[1] Königs [1773]

seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, als dieser Beyfall. Wer hätte in des barbarischen Königs „Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem „Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den „übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen seyn, allemal zuträglicher sey, daß man auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als „daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nachgespüret werde." — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper sey nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweitzers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30. August. 1759.

Beschluß des 52sten Briefes.[1]

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte, der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine; und hundert ausserordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn drey ganze Jahre sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, ob gleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermassen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich

[1] [Zeile 18—20 fehlt 1773]

so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht, sagt unser Historicus, „eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staats„dienern, oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach „welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man „durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die „weite Welt laufen läßt.“ — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Grosherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bey ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören liesse. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er sich überall, als den belesensten, als den sorgfältigsten und unpartheyischsten Mann zeiget.

„Als den unpartheyischsten? Was könnte einen Deutschen auch „wohl bewegen, in einer Portugisischen Geschichte partheyisch zu seyn?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partheyisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er blos seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugisischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Partheylichkeit gereitzet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabey geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürenbergischen Geschlechter behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sey. Sie stützten sich dabey vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten,* daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historicus hiervon sagt:** „Ob übrigens Martin Beheim „die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum ge„kannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,*** dieses aber Hieron. „Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu seyn. „Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronick schreibet, „daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über die „Aequinoctiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten,

* Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est, nam reliquarum navium praefecti, fretum esse negabant, et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat quia ut fertur, in charta marina adnotatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero cui Nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Musaeo adservabat. *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.*

** Erster Band, S. 124 in der Anmerkung.

*** Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem etc. *Geographiae et Hydrograph. Reform. Lib. III. cap. 22. p. 93.*

„wenn sie gegen Osten zugesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen; mag „daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach America gekom„men. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. „Die alten Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und „Doppelmayer angezogen, sprechen davon nichts; und die größte „Schwierigkeit finde ich in der an. 1492. von Beheim verfertigten „Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. „Der Herr Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, „und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemel„deten grossen Erfindern, Christophoro Columbo und Ferdi„nando Magellani ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen „können." — — Und an einem andern Orte[1]* fügt[2] er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, Vesputius aber das „eigentliche America entdeckt, oder doch in der alten Welt zuerst recht „bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst recht grosse Erfinder sind, „haben hier keinen Theil, nachdem Martin Beheims Verdienste „hier nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern „und Florentinern überlassen, es wäre denn, daß wir dieses vor „unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Theil der Welt dennoch „einen deutschen Namen führet. Amerigo oder Americus ist nichts „anders als der gute deutsche Name Emrich, und America folg„lich so viel als Emrichsland."

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibet. Ich wehle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzehlt in dem Texte von dem Vater des itztregierenden Königs von Portugal, Johann dem fünften, daß er gegen seines Adel vielmals gesagt: „König Johann der vierte „liebte euch, Don Pedro fürchtete sich für euch; allein ich, der ich „Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht für euch; und werde „euch nicht lieben, als in so ferne euch eure Aufführung meiner königs

* Ebendaselbst S. 139.

[1] Ort [1773] [2] füget [1759 b]

„lichen Achtbarkeit würdig machet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Memoires pour servir „à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen „Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich „hiebey[1] gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Wiederrufung „des berühmten Edicts von Nantes gehandelt, und gemeldet, daß der „Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bos„suet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König „Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen fromm „zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vor„fahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß „er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sünden zu tilgen „sey, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sey so weit „gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich „herausgelassen habe, er wolle zufrieden seyn, daß eine seiner Hände „die andere abhaue, wenn die Ketzerey dadurch könne ausgerottet wer„den. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ru„vigni, Heinrich, der bey der hernach entstandenen Verfolgung mit „einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause das „Königreich hat verlassen, und sich nach England begeben dürfen. „Histoire de l'Edit de Nantes par Benoit T. III. P. II. p. 898. „Er hat sich hernach in dem Irrländischen, und Spanischen „Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway „hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. „Eben dieser Herr soll dem König Ludewig XIV. die Vorstellung „gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edict gegeben, „Ludewig XIII. solches erhalten, er selber es bestätiget habe, und „dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des Königlichen „Raths gebrochen werde, worauf der König soll geantwortet haben: „Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere vous craignoit; pour „moi, je ne vous crains ni ne vois aime. Mein Großvater „liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich „fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die ge„schriebenen Memoires des Bischofs von Agen angezogen werden, und „der lateinische Vers beygefüget wird:

[1] hierbey [1773]

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was sonderliches, wenn zween so grosse Könige einerley „Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König „Ludewig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edicts „von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes „von Portugal noch nicht gebohren war. Daß aber dieser das sollte „gewußt haben, was König Ludewig in Frankreich so lange Zeit „vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr ge„sprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, „ist schlechterdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung wird man „bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und „seine Grossen, als auf König Ludwig und seine Hugonotten „schicke. Es braucht also dieß einen bessern Beweis, als noch vor„handen, zumal da bekannt, daß den Französischen Scribenten nicht „ungewöhnlich ist, bey einem artigen Einfall über die historische Wahr„heit weg zu schreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den „Lateinischen Vers nicht gebraucht, vielweniger gemacht, da er kein „Wort Latein gekonnt, wie die Beweißthümer davon in eben diesen „Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. ꝛc."

Ich bin im Stande, ein[1] Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historicus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nehmlich, was ich von Heinrich dem vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roy ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime et ne vous crains pas.* Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theile seiner denkwürdigen Reden beygefügt und übersetzt hat. Was erhellet aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters, aufs höchste nur

[1] einen [1759 b]

Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr ausser Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sey.* Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.** Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahr[1] von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheylichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il etoit vieux et usé, c'en devoit etre assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, ausser dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empecher de languir.*** Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und lies ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das worinn man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr

* S. 18. ** S. 26. *** S. 31. 32.

[1] Jahre [1773]

Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Tercera, hatte sich ein „Ruf ausgebreitet, König Sebastian sey nicht erschlagen, sondern ent„kommen, und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. „Als hierauf Antonius des König Heinrichs Tod und seine Er„hebung denen auf Tercera wissen ließ, waren sie dessen wohl zu „frieden, und ob sie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Nieder„lage bey Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der „Treue gegen ihren angebohrnen König beständig, zumal da Cyprian „von Figueredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen An„tonio, sie bey diesen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes mit „seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war.“* — Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Sainctonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornahmen des Figueredo gefolgt[1] seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,** Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich vorerste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Sainctonges ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Valde, war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die

* S. 4. 5. des zweyten Bandes. ** S. 60. und 3.

[1] gefolget [1773]

Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainctonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nehmlich eine grosse Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwey entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwey hätten looſen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen.*

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den

* S. 75. 76.

Pabst Gregorius XIII. an, worinn er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Nach den Erzehlungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainctonge zu Folge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fält in das Jahr 1581. und ich finde daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweyten Reise nach England, brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainctonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die „Königin Elisabeth, sagt sie, lud ihn auf das inständigste ein, zu „ihr nach England zu kommen. Er that es also, und ward auf eine „sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine grosse „Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden „lassen, und schickte sie ihm, bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der grossen Schäferin „des Landes allen möglichen Beystand zu versprechen habe. In allen „Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, „so daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen seiner Länder „beraubten König hätte ansehen sollen." — Dieser sein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beystand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht so befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere

Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle versichern lies, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; lies ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß wenn er bey seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio den[1] König sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernennt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzehlet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey dem man,[2] wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er[3] eitel genung[4] war, ihn blos deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besonderste was ich sonst bey der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzehlt sie ein Liebesabentheur, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheyrathet, kann keine andere seyn, als die Prinzeßin von Monteleone, mit der er sich, zu Folge der Histoire Genealogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobey es mich aber

[1] dem [1773] [2] man sich, [1759. 1759 b] [3] ob er auch [1759 b] [4] genug [1773]

wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludewig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe.

G.

Vierter Theil.

1759.[1]

III. Den 18. Oktober. 1759.

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweitz nehmlich, und wie man sagt, mit grossem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, sagt er, ist dem edeln[2] Endzweck gewidmet, das Grosse, „Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, „— sie in Handlungen nach dem Leben zu mahlen, und den Menschen „Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und Seite 205—408 (von S. 208 an erst ausdrücklich numeriert) in 8°; ebenso in den beiden späteren Auflagen von 1762 und 1779, obwohl in der dritten Auflage der dritte Teil, der mit dem vierten als Ein Band zusammengerechnet ist, nur 180 Seiten zählte.]

[2] edlen [1762]

Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug[1] wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,* *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρησον*; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Αλλ' ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln[2] Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Grosse und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben;** und es so gethan haben, daß die Critik selbst

* Plutarch.

** Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

[1] gnug [1779] [2] edlen [1762]

damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmasses, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgeruffen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammen rücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hofnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hofnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur[1] prahlen wollen. Sie ist ohne-

[1] nun [1759. 1762. 1779]

dem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden[1] Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darinn: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn mach-zuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimet sich zu dem edeln[2] Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Böswicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine

[1] schnöde [1779] [2] edlen [1762. 1779]

betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnurstracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Pariſiſchen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nehmlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereitzt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottſched triumphirte über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphirt.[1] Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

= = = Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? = = Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

[1] triumphiret. [1762]

* * * Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein[1] eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?
Ducheſs of Suffolk.
That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

IV. Den 25. Oktober. 1759.

Beschluß des drey und sechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes eben so[2] wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wielanden, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

——— ——— Ach, Kerkerbande[3]
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts[4]
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —

Der Engländer.

——— Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!

[1] sein [Konjektur Lachmanns] [2] aus [1759; im Druckfehlerverzeichnis des 24. Teils in] eben so [verbessert] auch [1762. 1779] [3] Kerker, Bande, [Wieland] [4] Geschlechts, [Konjektur Lachmanns]

Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeßin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princefs! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearlefs of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltleſs Feet to tread the Paths of Greatneſs!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

G.

Vier und ſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter Lauder, die engliſche Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtiret; und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bey Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloſſe einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von dieſem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebſt einem[1] gewiſſen Johann Gates eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet

[1] einen.[1759. 1762. 1779]

ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleinigen; so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne, dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembrock stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrocks aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschliessen für gut befunden: als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe schwerlich darunter

verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äussersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, ——— ———
——— ——— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das grosse Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner
Geschehe! ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleinigen Verbindung, beybringen soll. Guilford thut es auf die zärt-

lichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrock sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verschaft habe. Pembrock geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hofnung untergraben habe, und geht in völliger Raserey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrock. Der Bischoff hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die grosse Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen[1] Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engelländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland[2] einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock soll abgeführet[3] werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und bringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrock ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters

[1] andere [1759] andern [1779] [2] des Northumberlands [1779] [3] abgeführt [1779]

zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen[1] Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müssig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen[2] liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen seine fröhliche Bothschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hofnung. Gardiner erscheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrock verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

[1] geschäftigten [1762. 1779] [2] Knien [1762. 1779]

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem grossen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrocks herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heilgen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weis gar nicht, was das für ein Pembrock hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrock des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

G.

V. Den 2. November. 1759.

Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klaßischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß

dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare,[1] die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat.* „Da das Werk, hebt er seine Vorrede an, welches diese An„merkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben „war: so hat, deucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns anders „so viel zutrauet, schon längst eine Critik darüber vermuthen müssen: „und da unter so vielen Schullehrern sich doch, meines Wissens, keiner „dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne Eitelkeit den Vor„zug anmaassen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen, „unter allen mit der größten Achtung erwiedert habe.“ — In diesem

* Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

[1] Exemplar [1779]

schleichenden Tone eines trocknen[1] naiven Mannes, fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch nichts unmögliches: beruffe mich „aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders gerathen können, und „daß sie gerecht sey."

Ich möchte meinen Brief am aller ungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen; und Sie wollen überhaupt, nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik schließt.* „Wollen wir, sagt er, noch kürzlich zusammenrechnen, ehe „ich meinen Scribenten verlasse? so ist, deucht mir, durch die bis„herige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: daß beyde Sprach„lehren des Herrn Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reiffer Ge„lehrsamkeit geschriebene Werke heissen können: daß sie ohne Critik „beynahe unbrauchbar sind, wegen der gar zu vielen Fehler, welche „doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit Herr G. seine „Meynungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnlichen Dunst von „Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und magern Philo„sophie, vor unwissenden und treuherzigen Lesern ziemlich versteckt „werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, das die gewöhn„liche Erkänntniß der deutschen Sprache überstiege, und woraus ein „grammatikalischer Geist, oder ein Naturell, das zur Philologie ge„bohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen statt offen„baret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe und eigen„sinnige Parteylichkeit des V. für die deutsche Sprache, oder vielmehr „für seine Meynungen und Vorurtheile von derselben, nebst einem all„zugrossen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbedächtige „Urtheile und schnöde Verachtung gegen angesehene Schriftsteller, oder „gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn an„dere Sprachlehrer mit ihm einerley Frage abhandeln, so wiegt er „immer am leichtesten: und der Mangel des Scharfsinnes, der Ueber„legung, und einer genugsamen[2] Uebung in diesem Felde, ist allen „seinen Urtheilen anzusehen. Die grosse Grammatik hat vor der andern

* S. 205.

[1] trockenen [1779] [2] gnugsamen [1779]

„sonst nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, mit welcher die Sachen „nicht gründlicher, vollständiger, gelehrter, sondern gedehnter, lang„weiliger, und in einem gewissen schlechten Verstande, philosophischer „gesagt sind. Zur Probe kann das Capitel von[1] Nebenwörtern dienen; „aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens „von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur keine Deutsche, „sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben wäre; und als ob „sie alle grammatikalische Begriffe und Eintheilungen zuerst aus dem „tiefen Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen liegt, heraushohlete, „welches in der That weder Gelehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset. „Freylich hätte man denken sollen, daß Hr. G. viel weiter sehen würde, „als alle seine Vorgänger: da er sich nicht weniger als vier und „zwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner Grammatik genommen, wie „das Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der Leser wird an„gemerkt haben, daß ich unsern V. oft aus Bödickern und Frischen „verbessern können: hingegen zur Verbesserung dieser Männer aus „Gottscheden wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Ist das „aber recht, seiner Vorgänger Verdienste zu unterdrücken, und ihre „Bücher der Jugend aus den Händen zu spielen, wenn man es ihnen „nicht einmal gleich thut? Wenn uns Deutschen nicht so gar leicht „Genüge geschähe, so würde der Herr Prof. mit seiner lange erwar„teten neuen Sprachlehre schwerlich eine andere Aufnahme erfahren „haben, als ehemals ein gewisser Poet in Frankreich mit seinem Helden„gedichte. Weil aber Herr G. alles mit der Erwartung seiner Gram„matik angefüllt hatte, so wurden unsere alten wohlverdienten Sprach„lehrer wenig gelesen, sondern die meisten sparten ihren Appetit nach „grammatikalischer Erkenntniß auf das grosse Mahl, so er ihnen be„reitete, und das ist wohl die Ursache des grossen Beyfalles, womit „die neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was mag er aber in „so lieber langer Zeit daran gebauet und ausgefeilet haben! da doch „noch itzo, nach so vielen gelehrten Erinnerungen so vieler „Gönner und Freunde, wie in der andern Vorrede stehet, und „nun nach so viel wiederhohlten Auflagen, gleichwohl noch so viel, ich „mag wohl sagen, kindische Fehler darinn sind? — Herr Gottsched, „schliesset er endlich, hätte daher viel besser gethan, wenn er doch

[1] von den [Heinz]

„ein Sprachlehrer werden wollte, daß er die Bödikerischen und „Frischischen Grundsätze bloß in bequemere Ordnung gebracht hätte. „Ich will damit nicht sagen, daß ers hätte thun sollen, denn meiner „Meynung nach, mußte er gar keine Sprachlehre schreiben: weil die „grammatische Muse, nach so vielen feindseeligen Angriffen, welche er „in dem Baylischen Wörterbuche, und sonst überall, auf sie selbst, und „auf ihre größten Günstlinge gethan hatte, ihm von je her, nicht anders, „als gehäßig seyn konte."

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß Einer, ob er schon ein magrer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne?[1] Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem Neuesten* gegen ihn gebehrdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht aber„mal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Gram„matiker auf, der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum „Ritter werden will. Herr Rector Heinz zu Lüneburg, ist von einem „innern Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühm„ten Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als „dieß? Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammen „schreiben, dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im „Auge war. Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte „er nicht: das gesteht[2] er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer „Gesellschaft, dergleichen die Deutsche zu Göttingen ist, werdens ihm

* In seinem Heumonde dieses Jahres[3] S. 546.

[1] können? [1779] [2] gestehet [1762] [3] Jahrs [1779]

„vermuthlich auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesell-
„schafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns,
„daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen
„Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben.“ —
Wenn werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben,
daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn
sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Critik
fordert? — „Doch wie?“ fährt das Neueste fort; „hat nicht Herr
„Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämtlichen berühmten Schul-
„lehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augen-
„schein zeigt es, daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen,
„und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das
„etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen,
„der ihm zugleich mit andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohl-
„gesittete kann das begreifen?“ — Derjenige Wohlgesittete, würde ich
hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist. Der
die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verleugnet, und überzeugt ist,
daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst
ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehr-
lichen Manne weit besser anstehet, als die knechtische Geschicklichkeit,
Lob für Lob einzuhandeln.[1] Zudem weis ich auch gar nicht, was das
Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will; zwey alt-
fränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern, als des Herrn Pro-
fessors eigener Feder können geflossen seyn. Man kann nicht mit käl-
term Blute kritisiren, als es Herr Heinz thut; und die Stelle, die
Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was
finden Sie darin grämisches und angeschnarchtes? Grämisch
anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst; und zwar
fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satyrisch seyn will.
Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr
„Heinz besorget, es werde bey seinem Stillschweigen, die Gott-
„schedische Grammatik ein klaßisches Ansehen gewinnen; da ers zumal
„nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle seine Herrn Collegen stille
„dazu geschwiegen: weswegen er glaubet, es sey besser, daß einer, als
„daß keiner das Maul aufthue, und diesem grossen Unheile steure und

[1] einzuhandlen. [1762]

„wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier, ob er „denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sey, „weil Er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben wiedersetzet?[1] „Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst „hat schon mehr solche grimmige Anfälle überstanden, und steht doch „noch. Sie wird gewiß den seinigen auch überstehn.“ — Welche Schreibart! Und wie witzig ist das[2] Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitungen[3] in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn weiter „böse machten, so werde er einmal auf„wachen, und ihnen durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta supellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wissen auch nicht, fährt hier„auf der Heumond fort, was ihn bisher zu solcher Geduld und „Gelassenheit bewogen; zumal da die göttingischen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen, unter „deren Aufsicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung sie heraus„kommen. Gewiß in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist kein „solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter „Kritikaster herunter macht. Wer also auf seinen guten Namen hält, „der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so unbefugten und „gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu berufen, und den Un„grund seiner Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Verbindung mit der „göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn, unsers Erachtens, bis„her abgehalten haben, hier so lange stille zu sitzen. „Allein wer weis, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein Diplom „(nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyspiele) zurück; und setzet sich „wieder in die natürliche Freyheit, seine Ehre zu retten. Bis dahin „kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zuruffen:“

[1] wiedersetzt? [1779] [2] das? [1762] [3] Zeitung [1759. 1762]

Dankt es dem Bande bloß, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hätt er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen?

P.

VIII. Den 23. November. 1759.

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn* Leßings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er,[1] bey keiner Gattung von Gedichten „länger verweilet, als bey der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten „und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr „als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus, von den Neuern, für die blumenreichen Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzehlen, so sehr verlassen „werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des „alten Phrygiers gemacht. ꝛc.“

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die

* Berlin bey C. F. Voß in 8vo.

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 415—416]

er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von seinen beygefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst Ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabey die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte, (das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet habe,[1] ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzehlung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung der Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, sagt er,[2] heißet überhaupt jede sinnliche Vorstellung „eines Dinges, nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. „Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, „derer[3] das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem „und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich „also zwar wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum „noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein „Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bey „dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine „Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine „Fabel seyn, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und „zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem „Worte, nicht das nothwendig erforderte,[4] was wir durch das Wort

[1] haben, [1759. 1762. 1779; vielleicht auch verdruckt für] hat, [2] [Vgl. Bd. VII, S. 428—429]
[3] deren [1779] [4] erfoderte, [1762]

„Handlung ausdrücken.“ — Mit diesem Worte[1] verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nehmlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der „beyden letztern, sagt er,[2] muß ausser der Absicht, welche der Dichter „damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht „haben. Die Handlung der ersten braucht diese innere Absicht nicht, „und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht da„mit erreichet ꝛc.“ Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen, und sagt:[3] „In der Fabel wird „nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer „Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung,[4] sondern „auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern „so zurückgeführet, daß ich, nicht blos einige Aehnlichkeiten[5] „mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen „ganz anschauend darinn erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nehmlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

---

[1] diesem Worten [1759] diesen Worten [1762. 1779] [2] [Vgl. Bd. VII, S. 438] [3] [Vgl. ebenda S. 440] [4] die allgemeine Handlung, [1759. 1762. 1779] [5] Aehnlichkeit [1762]

IX. Den 29. November. 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf die[1] psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nemlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser aber sagt:[2] „Hierinn, glaube ich, hat Aristoteles geirret. Von der „Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich „nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. „Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so „und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und „diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben sowohl in einem erdichteten „Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine „grössere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit „des andern? Ja noch mehr: da das historisch Wahre nicht immer „auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey; der „Dichter aber die freye Gewalt hat, hierinn von der Natur abzugehen, „und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: „so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß der Fabel, überhaupt

[1] die [fehlt 1759. 1762. 1779] [2] [Vgl. Bd. VII, S. 445—446]

„zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den „historischen Exempeln gebühre.“ — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt:[1] Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Die zweyte Abhandlung betrift den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser,[2] „hat Thiere, oder wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Per„sonen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigen„schaft der Fabel, daß die Thiere darinn zu moralischen Wesen erhoben „werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner „Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich „keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Er„finders, beybehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum „movet? Oder was ist es?“ Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Beschaffenheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je „tiefer wir, setzt er hinzu,[3] auf der Leiter der Wesen herab steigen, „desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere „vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so „selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche, und „am allerseltesten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. „Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stuffenweise immer

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 446] [2] [Vgl. ebenda S. 446—447] [3] [Vgl. ebenda S. 453—454]

„unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und „Kunst, empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. „Die Fabel von dem ehernen und irdenen Topfe ist nicht um ein „Haar schlechter und unwahrscheinlicher, als die beste Fabel z. E. von „einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so „unendlich weit jene von ihm abstehen."

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolf hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hiessen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hiessen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennt[1] er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieser Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet

[1] nennet [1779]

er die vernünftig mythischen, die vernünftig hyperphysischen, und die hyperphysisch mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübeley! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er characterisirt den Vortrag des Aesopus und Phädrus, und scheinet mit dem Vortrage des la Fontaine am wenigsten zufrieden zu seyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision, und die ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch Bekenntniß!" ruft unser Verfasser aus.[1] „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, „als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es „von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fon„taine wolle ein blosses Compliment machen, und hielt die Schad„loshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum „könte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel „Reitzendes für Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit gehet. „Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück[2] hatte, hun„dert Jahr witzig zu bleiben,* meinte so gar, la Fontaine habe „sich aus blosser Albernheit (par betise) dem Phädrus nach„gesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant,

* Fontenelle.

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 467—468] [2] Unglücke [1779]

„mais solide!“ — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel, nach dem Batteux, fähig seyn soll, und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon, und drohet seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste, und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmähligen Stuffen von diesem Finden zum Erfinden, sagt er,[1] sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buches habe zeigen wollen.“ Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.[2]

Die sechste des zweyten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn „der farbigten Pfaue, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt „zu seyn glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward

[1] [Vgl. Bd. VII, S. 477] [2] [Vgl. Bd. I, S. 209]

„erkannt; und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, „ihr den betriegerischen Putz auszureissen. Lasset nach! schrie sie end„lich; ihr habt nun alle das eurige wieder. — Doch die Pfaue, welche „einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt „hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht „dein seyn, und hackten weiter.“ —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! Man ertappt ihn hier; man ertappt „ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein „eigen ist, gestohlen habe.“ — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:[1]

Die dreyzehnte des zweyten Buchs.

„Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; „anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlange. Willst „du unser König seyn, schrien die Frösche, warum verschlingst du „uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten „habt. — Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, „den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasser„schlange. Desto schlimmer. So muß ich dich verschlingen, weil du „nicht um mich gebeten hast.“

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten[2] Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.[3]

Die Schwalbe.[4]

Der Geist des Salomo.[5]

G.

[1] [Vgl. Bd. I, S. 211—212] [2] [Vermutlich verdruckt statt] dritten [wenigstens gehören die folgenden Proben sämtlich dem dritten Buche an] [3] [Vgl. Bd. I, S. 219] [4] [Vgl. ebenda S. 228] [5] [Vgl. ebenda S. 219—220]

X. Den 6. December. 1759.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weis, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fieng bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehmlich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen, der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* Byncker shoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner ꝛc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnitzen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines

* Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros IIII. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornemlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschliessen, schreibt er, verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrheit; „und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe „Kenntniß der Oekonomie ab.“ Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hannover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens

aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas ausserordentliches dabey zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein allzuklein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermassen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetschen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, sagt er, die sich mit „Prüfung der alten Handschriften, Münzen, und Inscriptionen be„schäftiget, ist eine sehr nöthige Kunst, und zur Festsetzung der Wahr„heit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, „gehet die Critik verloren, so ist es auch mit den Schriften unsers „Glaubens geschehen, und es ist nichts gründliches mehr übrig, woraus „man einem Chineser oder Mohametaner unsere Religion demonstriren „könne. Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theo„dorico Veronensi, wie sie bey uns die Ammen, unter dem „Namen Dietrichs von Bern, den Kindern erzehlen, von den Er„zehlungen des Cassiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers,

„der bey diesem Könige Canzler war, nicht unterscheiden; gesetzt, es „käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander „der Grosse des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen sey; „gesetzt, es wären uns, anstatt des Livius und Tacitus weiter „nichts als einige von den zierlichen aber im Grunde abgeschmakten „geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln grosser Männer, wie sie „itzt geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten „wieder, dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus waren: „würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir „würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen „Schrift nicht untergeschoben wären, noch vielweniger, daß sie gött„lichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Aus„breitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist „dieses, meiner Meinung nach, auch das vornehmste, daß das dasige „Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts „weis, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion „stützet, nicht begreifen kann." — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem vorhergehenden sehr natürlich fliessende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik so stark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachläßiget worden. „Die Critik, sagt er, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, „ward damals durch die theologischen[1] Streitigkeiten genähret. Denn „es ist kein Uebel in der Welt, das nicht etwas gutes veranlassen „sollte. Indem man nehmlich von dem Sinne der Schrift, von der „Uebereinstimmung der Alten, von echten und untergeschobenen Büchern „häufig streiten mußte, und nur derjenige von den Kirchenscribenten „aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der sich in den übrigen „Werken des Alterthums gehörig umgesehen hatte: so durchsuchte man „aufs genaueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus „selbst, und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des „Staats, gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein wenig „nur allzusehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbrachen, „und nach so viel vergossenem Blute, die Klügern wohl sahen, daß „mit alle dem Geschrey nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach „wiederhergestelltem Frieden, sehr viele vor diesem Theile der Gelehr-

[1] die theologische [1779]

„samkeit einen Eckel. Und nun fieng sich ein neuer Periodus mit den „Wissenschaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco, „Harväus und Gilbertus, in Frankreich Carteſius und Gaſ„ſendus, und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern „entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene treff„liche Erfindungen oder Gedanken, den Menschen Hofnung machten, „die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaften näher kennen „zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worinn es, wie ich „glaube, heut zu Tage versehen wird, und woher es kömmt, daß die „Schüler so grosser Männer, ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln „versehen sind, dennoch nichts besonderes leisten; denn es ist hier nicht „der Ort dazu. Ich will nur dieses einzige anmerken, daß seit dieser „Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit „hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige „in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren, sorgfältig enthalten, „theils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen „mögen, theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl „die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, „von der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie gründ„liche Untersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. „Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich fresse, kann man die „Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion an der „Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sey.“ —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Voſſii und Heinſii lebten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn, „die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von dem „Plato und Ariſtoteles nicht anders als von ein Paar elenden „Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam

„geleſen, ſo würden ſie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die „metaphyſiſche und moraliſche Lehre des Plato, welche die wenigſten „aus ihrer Quelle ſchöpfen, iſt wahr und heilig, und das, was er von „den Ideen und ewigen Wahrheiten ſagt, verdienet Bewunderung. „Die Logik, Rhetorik und Politik des Ariſtoteles hingegen, können „im gemeinen Leben von ſehr groſſem Nutzen ſeyn, wenn ſie ſich in „einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, finden. „Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in ſeiner „Phyſik den wahren Begriff des Stetigen gegen die ſcheinbaren „Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archi„medes und Apollonius verſtehet, der wird die Erfindungen der „allergrößten Neuern ſparſamer bewundern."

Gewiß die Critik auf dieſer Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieſer Bekanntſchaft getrieben, iſt keine Pedanterey, ſondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden iſt, der er war, und der einzige Weg, durch welchen ſich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen luſtigen Contraſt machet mit dieſer wahren Schätzung der Critik und alten Schriftſteller, die Denkungsart dieſes und jenen grundgelehrten Wortforſchers, von welchem ſich in eben dieſer Sammlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieſer Mann war ohnſtreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen ſtudierte. Er hält ſich ſtark darüber auf: Saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter dieſen praeclaris rebus vielleicht auch die philoſophiſchen Meinungen der Alten verſtehe, ſo leſen Sie folgende Stelle aus einem andern ſeiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Greca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdeſſen iſt doch in den Briefen dieſes Cupers, deren uns eine anſehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht ſelten auch angenehmes.

So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Νου* und *Αληθειας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen *Νους* geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Helfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Νου* und nach andern die Aufschrift *Αληθειας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Iudaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begrif der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Samlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink.

G.

Fünfter Theil.

1760.[1]

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

- - - Et est mihi saepe vocandus
Ad partes. - - -

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt, und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

- - Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu critisiren; denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft! — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

[1] [3 Blätter Titel und Inhalt und 206 Seiten 8°; ebenso in der zweiten Auflage von 1762 (1762a) und in der mit der gleichen Jahreszahl versehenen dritten Auflage (1762b).]

Eine Duschische Uebersetzung also abermals! Und der Abwechselungen wegen, nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande.* — „Aber „wo steht denn da etwas von Herr Duschen? Sie werden sich irren." — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke; und scheinet mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatiret zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführet wird, nicht bündig genug scheinet: — Hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen," sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin seinem lateinischen „Texte eine engländische Uebersetzung beygesetzet[1] hat, habe ich eine „eigene deutsche Uebersetzung unternommen." — Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so! — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe,** eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte? „Itzo wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und „der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß." Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critischen und öconomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle. 1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

** S. den ein und vierzigsten Brief im zweyten Theil.

[1] beygesetzt [1762b]

fand? Ich fand: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des „Schlafs gleich gemacht, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß ge„theilet hat.“ O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Rr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben; und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat

hat er das medium orbem richtig übersetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sage,[1] die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bey der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des

[1] sagt, [1762]

„Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß „getheilet hat" noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares etc.

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage und die „Stunden des Schlafes gleich macht?" Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Duschen in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, sagt Martin, endigte sich „der Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben das, „was wir izt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches „an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe, auf „Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür gesetzt; er sagt nehmlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript gesehen, hätten „versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo „annali *Dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postremae longinqua dies confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. „Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera „conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scrip„tum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos „illius dies poenas.* Quo circa factum hercle est, ut facile iis „credam, qui scripserunt idiographum librum Virgilii se in„spexisse, in quo ita scriptum est:

Libra dies *somnique pares ubi fecerit horas;*

„id est: *Libra diei somnique.*“ — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen E. von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Uebersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte; eben so gut hätte er ihn ja auch bey dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr O. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich theile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie manchem, „sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der so genannten „Gelehrten, nützlich seyn können.“* — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich, oder sein critischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen O. formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel, an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile, nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die blosse Nachläßigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns „allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes, „unter ihren Füssen.“ — Die Manes, unter ihren Füssen? Warum

* S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe.

nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füssen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schliessen zu können? „daß sie elend ist!" — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es[1] sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt Herr „Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne „diese Absicht würde gethan haben." — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

\- - - tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam[2]

weiter nichts zu lesen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einst deine Füsse versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho[3]

---

[1] es [fehlt 1762 b] [2] linguam.* [1760] linguam* [1762; doch fehlt die so angekündigte Anmerkung, die wahrscheinlich nur aus dem Citat Lib. II. v. 93. bestehen sollte] [3] Baccho** [1760. 1762; doch fehlt die Anmerkung, wahrscheinlich wieder nur ein Citat: Lib. I. v. 344.]

überſetzt Herr Duſch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermiſchten Honigſeim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es iſt wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil ſagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutſchen reif zu Weine ſetzen, ſo bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht ſagen, daß man der Ceres Honigſeim mit Milch und reifen Trauben, ſondern mit Milch und lieblichem Weine vermiſcht, opfern ſolle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Duſch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil ſagt:

\- - - - annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hyemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina*.[1]

Und Herr D. überſetzt: Feyere[2] der groſſen Ceres ihr jährliches Feſt, und bringe ihr auf den grünenden Raſen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling ſchon heiter wird. Denn ſind die Lämmer fett; denn iſt der Wein am reifſten. — Wenn iſt der Wein am reifſten? Das iſt: wenn giebt es die reifſten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Duſch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl ſeyn, daß mollis hier und da auch ſoviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu beſinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hieſſe: ſo hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben ſollen. —

(Die Fortſetzung folgt.)

II. Den 10. Januar. 1760.

Beſchluß des ſieben und ſiebenzigſten Briefes.

Bald vergeſſe ich es, an wen ich ſchreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Ueberſetzung von dieſer Art muß nothwendig auch da, wo ſie richtig iſt, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen ſeyn, und hat, wenn noch ſo wenig an ihr zu tadeln iſt, doch weiter

[1] *vina.*** [1760. 1762; doch fehlt wieder die Anmerkung, wohl auch hier nur ein Citat: Lib. I. v. 338.] [2] Feyre [1762b]

keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch die Mühe „zu erleichtern sucht," wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt Myrtus? du findest ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heisse ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

—— cingens materna tempora myrto*

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heisse eine Ziege. Denn er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur.**

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt pernox? Du findest übernächtig. Und Herr D. sagt, es heisse hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox*[1] instrato saxa cubili:

so übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte

* Lib. I. v. 28. ** Lib. II. 380.

[1] pernix [Dusch, der in der Anmerkung unter anderm die Erklärung des Ia Cerda pernix = laboriosus, obstinatus, pertinax anführt]

Gegend, und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor; schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Sieheſt du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr Duschen zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern Ihrer Ueberſetzung, mit der Bleyfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111. daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen groſſen Dienst erzeige,

— qui ne gravidis procumbat culmus aristis,
Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos aequant sata.

dieſes überſetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfreſſen läßt ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieſes niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt; und aequare heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene[1] Fläche des Ackers versteckt liegt. Daß aequare aber eben machen heiſſe, hätten Sie aus dem 175 Verse eben deſſelben Buchs lernen können:

[1] unebne [1762b]

Area cum primis ingenti aequanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu Ihrer Entschuldigung auch schon das ventos aequante sagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat:

\- - - Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena;
Praesertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, et obducto late tenet omnia limo,
Unde cavae tepido sudant humore lacunae.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt, und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

Ut varias usus meditando excuderet[1] artes
Paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam.

[1] excuteret [1760. 1762]

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch sulcis in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

—— tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera fundae:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemsen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

—— pecudesque locutae,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von Ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klöſſe beſtändig zerſchlagen, und dem ganzen Weingarten die Laſt der Blätter leichter machen. Was kann man unter dieſen letztern Worten anders verſtehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuſchaffen, oder ſie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas anders ſagen; denn

—— omne levandum
Fronde nemus*

iſt von dem ſo genannten Blatten zu verſtehen, da man die oberſten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus iſt hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und Ihre zweydeutige Ueberſetzung würde nur alsdenn zu entſchuldigen ſeyn, wenn anſtatt nemus, vinea ſtünde.

Ferner fand ich in eben demſelben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära[1] mit einem ſchweren Becher drohet. Lapithära? Was iſt das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

—— Hylaeum Lapithis cratere minantem.**

Ein ganzes Volk ſo zu einer einzelnen Perſon zu verſtümmeln!

Desgleichen: Auf büſchichten Feldern, wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis***

Ah, Sie haben Gries wollen ſchreiben! Es iſt doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal beſſer verſtehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büſchicht heiſſe, will ich ſo hingehen laſſen.

Auch las ich von ohngefehr die erſten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anſtößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindiſch Sie dieſe Zeilen:

—— Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.†

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457. *** Lib. II. v. 180.
† Lib. III. v. 8. 9.

[1] Lapithera [bei Duſch, daſelbſt wohl nur verdruckt für „Lapithen"]

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas.*

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel die fragen? Es ist kein bloßes poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Graecia cestu.**

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen: als

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

—— ah nimium ne sit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegenheiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe „streiten." Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu etc. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß Ihr Martin selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses mihi, durch in meum honorem giebt.

* Lib. III. v. 12. ** Lib. III. v. 19. 20.

Er irret sich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Eben so wenig hätten Sie sich, bey dem 58ten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Columella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet seyn müsse, und setzt endlich hinzu

\- - quaeque ardua tota.*

Sie übersetzen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox, ardensque oculis et sibila colla
Arduus attollens etc.

Und noch von einem andern Pferde:

\- Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstutte, wo er sich weniger zweyfelhaft ausdrücket:

\- - Illi ardua cervix etc.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotz bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweise; wo die Worte: nec gratia terrae nulla est, quam inaratae terrae, ein sauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit Ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft, und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa, sperantia für spirantia etc. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein

* Lib. III. v. 58.

dickes Buch geliefert; und dafür müssen wir Ihnen freylich verbunden seyn. —

Gnug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin ꝛc.

M.

VI. Den 7. Februar. 1760.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.* Und mit Ehren.

„Was?" — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren — „Was? ein Witzling, der den Geist „der anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den Geist der Tra„gödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz; Schrecken und Thränen „stehen ihm zu Gebothe; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über „einen unerwarteten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, und „wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man „sollte glauben," fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese „beyden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander „vertragen könnten. Ich wenigstens" ** —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen, und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden; und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weise — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen ge-

* Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.

** S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

fallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein „unglückliches Schicksal, sagt er, hat bisher über die deutsche Schau„bühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der „Morgenröthe ihres Witzes verblühet, und haben uns durch ihre ersten „Früchte gezeiget, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen „verloren haben." — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das grössere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Andere,"[1] fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ur„sachen, die Jahre des Genies vorbey fliehen: sie schmeicheln uns mit „Hoffnung, und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens „überhäuffen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen." — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heissen, und es so selten sind. „Noch an„dern, heißt es weiter, fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals „eine gute Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen die dramatische „Dichtkunst blos aus den Aristoteles und Hedelin." —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater.

[1] „Andre, [1762b]

Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller* von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt er, giebt es ganz und „gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versamm„lungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, „gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die „alten Bühnen konnten an die achtzig tausend Bürger einnehmen. Die „Bühne des Scaurus war mit drey hundert und sechzig Säulen, „und mit drey tausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine „grosse Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus „dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der „Mittheilung der Leidenschaften abnehmen, die man bey Rebellionen „wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch die grosse Anzahl „derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß „irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter „etwas Einsidlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein grosser „Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, „welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser, und auf die Schau„spieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen ein„mal, ein Paar Stunden, einige hundert Personen, an einem finstern „Orte zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes, „an seinen feyerlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner präch„tigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude mit einer unzählbaren „Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Lange„weile von unsern Talenten abhangen soll?“ — So redet ein Fran„zose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

* Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Grossen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer freye Hand zu haben hoften, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn „die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter „oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Ge„fängniß, in das Schloß zu Barkley brachten, nahmen sie tau„send unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freyem „Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammigten Graben „genommen worden, den Bart putzen liessen. So viel Beständigkeit „er auch bis dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser „Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, und zu er„kennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey. Unter den Klagen „und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler „Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, „was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heissen Wassers „nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ

„er zwey Ströme von heissen Thränen aus seinen Augen die Wangen „herabfliessen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nehmlichen Satz durch das Exempel einer geringern[1] Person: „Eine Bäuerin, erzählt er, schickte ihren „Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. „Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger er„schlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall „zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine Rede, die „ich noch nicht vergessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die „nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag, mit „zerstreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füsse ihres Mannes, „und sagte unter Vergiessung von Thränen, und mit einer Action, „die allen Anwesenden Thränen auspreßte: Ach, als ich dich hie„her schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füsse „dich zum Tode trügen!" Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

[1] geringen [1762]

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor[1] Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glüendes Eisen stiessen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Grosmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehls-

[1] für [1762 b]

haber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrösserte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken schiessen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln[1] haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den gröften Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemähldes; die

[1] Edlen [1762]

Sprache ist die Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten, in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfächte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geitz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarngleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch itzt[1] den Unglückseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

G.

[1] jetzt [1762]

XII. Den 20. März. 1760.

Ein und neunzigster Brief.[1]

Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottscheb beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph, im französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die „Herren[2] Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu übersetzen pflegen." Er verwundert sich über den Herrn v. V. daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, V. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V. den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener.[3] „Jedoch, setzt Herr G. hinzu, man kann „ungefähr die Ursachen des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdigt[4] „worden, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in „Frankreich hat bekannt werden müssen." Herr Gottsched, der selten Spaß verstehet, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, „und einem Unschuldigen, wie er sich im Neuesten ausdrückt, solche „groben Irrthümer, und satyrische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem „Leben nicht geträumet hat." Er machte gewaltigen Lerm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse; 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preussen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertraueten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr

[1] [Der Brief selbst ist von Mendelssohn verfaßt und bildet den Schluß einer ausführlichen Kritik über „Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch, oder erstes Stück, ... wie auch eine schuldige Ehrenrettung des Prof. Gottscheds, wider das boshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbessert, durch Georg Schade, Königl. Ober- und Landgerichts-Advocaten" (Altona 1760). Für das Verständnis der folgenden, von Lessing verfaßten Nachschrift sind jedoch die letzten Absätze des 91. Briefes unentbehrlich.] [2] Herrn [1762 a] [3] eigner. [1762 b] [4] gewürdiget [1762]

Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heissen mögen?

Dem sey wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des Candide seyn könne. Ich dächte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

B.

B. S.

Ich kann diesen Brief unsers B. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute B., sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das aller unsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl den[1] närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüßig geworden ist, der von den vortreflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrile Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn sieh,[2] Herr Gottsched erkläret ausdrücklich, in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das verlorene

[1] den [fehlt 1760] [2] siehe, [1762]

„Paradies hat unter den Deutschen so viele Bewunderer und Tadler „gefunden, daß wir unsere Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte „eines auch unstreitig grossen französischen Dichters (der aber auch gut „Engländisch versteht) hieher setzen wollen." — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem „Optimisme." — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltairens Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procuranté Noble Venitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* et Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, in weiß es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend, macht.*

* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. 11. von diesem Jahre.[1]

G.

[1] [richtiger: Jahrgang 1759, Nr. 12, S. 916.]

Sechster Theil.

1760.[1]

XIX. Den 8. May. 1760.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet,* hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.** Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

* Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

** Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und S. 209—412 (von S. 212 an ausdrücklich numeriert) in 8°; ebenso in der zweiten Auflage von 1762 (1762a) und in der mit der gleichen Jahrszahl versehenen dritten Auflage (1762b).]

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heissen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Critik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen[1] Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner," stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit der Teutschen, wissen die Ver„dienste des Herrn Hofprediger Cramers. Der Verfasser der nach „dem Bossuetschen Muster fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste „und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geistliche „Redner, der in unsern Tagen kaum so viel Predigten schreiben „kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt; der Uebersetzer des

[1] ein [1762]

„Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch „viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat; derjenige, dem „wir die beste Uebersetzung der Davidischen Psalmen in gebundner „Schreibart zu danken haben; der Verfasser des Schutzgeistes; der„jenige, der an dem Jünglinge, den Bremischen Beyträgen, und „darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen An„theil genommen hat; endlich der Verfasser der meisten Stücke des „Nordischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger Mann, „welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher „einziger Mann ist!" —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen: er war auch einer von den hällischen Bemühern, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weis gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte[1] es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darinn erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser Maassen auch sein Buch nennen kann?

[1] schicke [1760. 1762a] schickt [1762b]

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critik bey weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den[1] es auf keine Weise befremdet, wenn andere andrer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster[2] verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bey der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben." — Nicht doch! So ein grosses Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! ꝛc.

G.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Fran-

[1] dem [1760. 1762] [2] in Fehlern und Lastern [1760. 1762]

zosen nehmen. „Ein poetisches Genie," sagt einer von den ersten,* den ich eben vor mir liegen habe, „ist so ausserordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple, where he says: „That of all the numbers „of mankind, that live within the compass of a thousand years, „for one man that is born capable of making a great poet, there „may be a thousand born capable of making as great generals, „or ministers of state, as the most renowned in story." Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher ausserordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Shakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu den vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur et le Poete! Cependant *ne croyez pas que je méprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poete sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue: jettez sur ses epaules la peau du lion

* Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope. S. 111.

de Nemée, et vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſeyn können? Wenn ſie noch nicht gelernt haben, wie ſehr und worinn der Poet von dem Verſificateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mann, der es zu begreiffen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder ſuchen ſie es erſt aus unſern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen ſagen: παρ' ἐμοι ποκος ὀν κναπτεται.

Und der aufrichtige Herr Baſedow! Mit aller ſeiner Aufrichtigkeit iſt er ein offenbarer Falſarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachſehen wollen, Cramern den vortrefflichſten Verſificateur genennt: und Herr Baſedow macht ſeinen Leſern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Verſificateur genennt, und läßt* dieſe beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine ſchamloſe Dreiſtigkeit! mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Iſt denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichſte iſt, mit welchem Beyworte ſich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironiſches verbinden läßt? — Ich ſage ferner: Cramer beſitzt die beneidenswürdigſte[1] Leichtigkeit zu reimen: und Baſedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige[2] beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Urſache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner laſſe, wenn ich an ſeiner Aufrichtigkeit, mit der er ſo pralet, nicht ſehr zweifeln ſoll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieſer Verfälſchung, die Sache ſeines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetiſche Genie des „Herrn Hofpredigers, und beſonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, iſt zu bekannt, als daß der Journaliſt mit Grunde „hätte hoffen können, Beyfall zu finden, da er es ihm deſpotiſch abſprach, und nichts als die Vollkommenheit eines Verſificateurs laſſen „wollte.“ — Es iſt zu bekannt? Was iſt denn zu bekannt? Daß in

* Seite 9.

[1] beneidungswürdigſte [1762b] [2] beneidungswürdige [1762b]

den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne,[1] ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben „drey Oden, im ersten Theile des Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, „ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen „sehen." — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte[2] tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist deine Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn.
Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,

[1] könnte, [1762 b] [2] habe [Aufseher]

Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat[1] Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher!
Er, der Ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen[2] sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

G.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine." Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

[1] Uns hat, uns hat [Aufseher] [2] beweisen [1762 b]

den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne,[1] ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben „drey Oden, im ersten Theile des Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, „ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen „sehen." — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte[2] tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist deine Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn.
Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,

[1] könnte, [1762 b] [2] habe [Aufseher]

Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat[1] Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher!
Er, der Ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen[2] sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

G.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine." Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

[1] Uns hat, uns hat [Aufseher] [2] beweisen [1762 b]

„Grosse Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche „sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind „nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß „nach meinem Urtheile, selbst die, welche sie nicht nach ihrer ganzen „Grösse kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das An„denken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und „von der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie „zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, „was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme „vereinigen." ꝛc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; „sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachläßigung und Ueber„tretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren Ausschweifungen so unaus„bleiblich, und sie hat so viele[1] nachtheilige und unglückselige Einflüsse, „nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schön„sten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche „und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, als der Pa„triot, unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichre und „zuverläßige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen Laster Grenzen „zu setzen, und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu „verhindern." ꝛc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern in der Erziehung ihrer „Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend „zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die „angebohrne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so „nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünf„tigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueberzeugung[2] „fähig sind: So ist es dennoch beynahe unmöglich, diese wichtigen End„zwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob „es gleich eine eben so unläugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von „Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder, einige der Züchtigung „mehr, und andere derselben weniger bedürfen."

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater „schon in meiner frühsten[3] Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine „lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen, „tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir „mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich, gleich „andern, starke Reitzungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung

[1] so viel [1762] [2] Ueberlegung [Aufseher] [3] frühesten [1762]

„mich bewahret hat: So fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten „Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch „nichts beweisen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner „Gesinnungen erhalte, und durch sein Beyspiel andere Väter aufmuntere, „Kinder, die sie glücklich zu machen wünschen, auf eine ähnliche Weise „zu erziehen."

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre,[1] daß sich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein[2] Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle Ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreyßigste Stück an, in unsern Zeiten die „Bestreitung, und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie „auch die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejenigen, „welche sich nach ihren äusserlichen Umständen in die Gesellschaften der „grössern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres „Glaubens bekannt zu seyn, und die Gründe einzusehen, die einen ver„nünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß „seine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre Waffen, und die Art, wie sie „streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher „vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen „wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn brauche, sobald man sie „nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit annimmt; sobald man sie be„kennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise waren, „die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt, und „die Schwäche, die Nichtigkeit, und besonders auch die Strafbarkeit der „Einwürfe kennt: So hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe „unsers Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame „Erschütterung leiden werde; unsre Vernunft ist selbst vor[3] einer plötz„lichen Unordnung und Verdunklung sichrer; man ist vorbereiteter und „geübter, zu widerstehen, und ist der rechtschaffene Mann, der seinen

[1] versichere, [1762b] [2] ein [1760. 1762] [3] von [1760. 1762]

„Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerstehen, welche die grossen „Grundsätze desselben angreiffen, und entweder durch künstliche und ver„blendende Schlüsse, oder durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn scheinen, „ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht „ist seine Ueberzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Ein„würffe irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen „Gespräche, durch solche Zudringungen aufgefodert,[1] welche ihn ver„binden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe „nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen „Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche „in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: So wird er wider seinen „Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung be„stärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion zu „haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Ver„wirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst „halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe „zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug „schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat." ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben: wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

G.

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zu-

[1] aufgefordert, [1762]

hörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kriticus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begrif sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grunde[1] von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

[1] mit Grund [1762]

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betaure; daß ich seine Zuhörer betaure. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachläßiget[1] ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredtsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten

[1] vernachläßigt [1762 b]

verwandeln muß. Sie erinnern sich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.* Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es, sagt er, einige „grosse Schriftsteller, die mehr Demosthenisch als Tullianisch sind, „würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber „wer war grösser, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schrift„steller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn „sie auch gewollt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, „daß ihnen eine gewisse Art der Grösse in der Beredtsamkeit fehle, „die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert." — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir, nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war grösser, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer ist grösser, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und schweigen.

G.

XXI. Den 22. May. 1760.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schiesset! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demselben einigen, die

* Man sehe unsern funfzigsten Brief.

„ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name ab„gesprochen wird.“ Ich erschrack, als ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches[1] machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liefet. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist „es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst „durch eine unvermerkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? „Niemand hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich „getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehren„theils aus der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer nur[2] solche „Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, „wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, wenn „man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweydeutigkeiten „hartnäckig vertheidiget, der kann allemal ein grosser und verehrungs„würdiger[3] Mann seyn, und dem kann man, ohne Lust an gelehrten „Scheltworten, nicht Sophistereyen und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst „müßte kein Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein grosser Mann, „von seinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit „solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben.“ — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein grosser Mann eine Sophisterey begehet, und ich sage, daß er eine begangen hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein

[1] Ausspruchs [1762] [2] mir [1760. 1762] [3] verehrenswürdiger [1760. 1762 a]

Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein grosser und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem grossen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem grossen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie Er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er analysiret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, das ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die „aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und sorg„fältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein „Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über „Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächer„lich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist „also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und „zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in „der Jugend gelernten Catechismus seyn kann, den er nunmehr ver„achtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde ge„schehen, rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade „schwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche „Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen „handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch

„zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum Wunsche einer „Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offen„barung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger „zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) „nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist „nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natür„liche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, „und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann „seyn könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn er die „Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Aus„übung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser 2c. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können;[1] der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will so-

[1] kann; [1762 b]

gleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Böſewicht darunter verſtehet, der über alle Religion ſpottet.

Nun laſſen Sie uns ſehen, auf welche von dieſen vier Bedeutungen der erſte Beweis paſſet. Ein Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen andre[1] folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Menſch ohne Religion? In der erſten Bedeutung? Nein. Denn iſt er ſchon kein Chriſt, ſo erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet dieſe Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieſer erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten ſind; ob ſie bey dieſem hinlänglich ſind: Das iſt hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten ſind; dieſer glaubt, daß ſie hinlänglich ſind. Alſo wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung paſſen? Auf einen Menſchen, der gar keine Pflichten gegen ein höchſtes Weſen erkennet? Eben ſo wenig. Denn gegen dieſen iſt der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man ſetzt nehmlich das, was er leugnet, als bewieſen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieſer Beweis gelten: ſo mag ſich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papiſt nicht gegen ihn ſelbſt kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Chriſt ſey. Der Papiſt dürfte nehmlich nur ſagen: Ein guter Chriſt ſuchet die Pflichten, die ihm ſeine Religion auflegt, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm dieſe auch Pflichten gegen den Pabſt auf, die Pflicht nehmlich dieſes Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernſt etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unſrer[2] dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde?

[1] andere [1762 b] [2] unſerer [1762 b]

Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trift ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat; sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen

Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Rechtschaffner „muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen „haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. „Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch „zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese „zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die „Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne sorgfältige „tige Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu „verspotten. Thut er es; so ist er (vermöge des ersten „Beweises) nicht rechtschaffen.“ — Das ist ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der „der geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und „also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann seyn könne. Man hat aber bessern „Grund es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem „Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung

„derſelben gewöhnt.“ Auch dieſes Raiſonnement iſt kein Beweis unſers Satzes. Herr Baſedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verſtehen. Ich ſage nehmlich: Hier iſt die ganze Streitfrage verändert; anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, ſucht man nur taliter qualiter ſo viel zu erſchleichen, daß es wahrſcheinlicher ſey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtſchaffen handeln. Aber weil jenes wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit iſt gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtſchaffenheit ohne Religion ſeyn. Herr Baſedow ſagt ſelbſt, es ſolle dieſem Beweiſe der zweyte Zuſatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zuſatz? „Der Menſch „hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die „wenn ſie aus dem rechten Grunde geſchehen, rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt im hohen Grade „ſchwach und unzuverläßig.“ Warum iſt ſie ſo ſchwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenſchaften. Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: ſo kann jene natürliche Neigung zu rechtſchaffnen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſeyn mag, wenn wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kann ſie das, wie ſteht es um den Cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu. „Allein, „habe ich damals ſchon erinnert, kömmt es denn bey unſern Hand„lungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht „weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Be„wegungsgrund, dem[1] ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo „viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den „zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe?“ Wenn Herr

[1] den [1760. 1762 a]

Basedow das nicht versteht: so kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger, „sagt er, trägt im Nordischen Aufseher kein System vor, und hat die „Absicht nicht, allen möglichen Chicanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob „er unter einem Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, „der gar keine hat, oder nur denjenigen ꝛc.“ Kann man eine grössere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblats, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser „ganzen Abhandlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne[1] ohne Religion, blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

E.

[1] Mann [1762]

Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine grosse Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner[1] Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe.[2] Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen[3] Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. „Denn, sagt „Herr Cramer, ein Mensch welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht „der Rechtschaffenheit vernachläßige, ob er sich gleich von demjenigen „befreyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, „ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern „nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn." Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein „Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der „Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu „erfüllen, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas „anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche[4] ihn gern „aus; wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie

[1] seine [1760. 1762] [2] dürfte. [1762] [3] eifrig [1760. 1762 a] [4] strich [1762 b]

„ich mir helfe.“ — Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein recht„schaffner Mann seyn?“ — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, „itzt zu wenig: wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem „frommen Paradoxo durchbringe?“[1] — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer,[2] um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist.

G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser

[1] durchbringe?“ [1762] [2] Eifrer, [1762]

die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wuste ja sonst nichts anders von Christo!

G.

XXIII. Den 5. Junius. 1760.

Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die Rechtfertigung, die Herr „Cramer seinem Rathe" (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um „schwächerer Personen willen, als ein Journalist seyn sollte, in dem„selben funfzigsten Stücke zugefügt hat?" — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus blosser Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus blossem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein „Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vor„züglichen Art des Unterrichts in diesen uns so nothwendigen und un„entbehrlichen Lehren, und zwar so wohl in der vortrefflichen Rede, „die Paulus vor den Athenienfern, als in der Schutzrede, die er vor „dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beyden „redet er von Christo: aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie „man diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Er„kenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person haben. Er „schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unter„richte, den er den Athenienfern gab, von den schweren und tiefsten „Geheimnissen des Christenthums. Er fieng damit an, daß er ihnen „einen Begrif[1] von der Gottheit beyzubringen suchte. Die Schöpfung „und Regierung der Welt von Gott, und seine Vorsehung, die Schul„digkeit ihn kennen zu lernen, und seinen Gesetzen zu gehorchen, und „das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen, „und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die ersten Lehren,

[1] reine Begriffe [Aufseher]

„die er ihnen verkündigte: und er wählte sie offenbar deswegen, weil „sie schon einige obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig „sagte[1] er das erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre „Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reitzen. Lehren von einem tiefern „Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren „Verstand nicht sowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man sieht „diesen grossen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und „Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren „von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem noch „ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte. Er „machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht „als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Genug„thuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen Ge„schlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem „Volke Israel und den Heiden."

„Diese Rechtfertigung" (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) „ist vollkommen gründlich, und dem Criticus zu stark, als daß „er ihrer erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das Apostolische „Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, die „den Geheimnissen des Christenthums gerade entgegen gesetzt waren, „einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Recht„fertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, „daß es nicht ketzerisch sey, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, „was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schweren und „Geheimnisvollen zu schweigen. Zweytens ist das Unvermögen kleiner „Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, gewiß eine eben „so wichtige Ursache dieser Lehrart, als die Vorurtheile der Juden „und Heiden."

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese: daß Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

[1] sagt [1760. 1762]

Dieſes, wie geſagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerſt von der Rede des Apoſtels vor den Athenienſern.* Der Apoſtel wird vor Gerichte geführet, und er ſoll da ſagen, was dieſes für eine neue Lehre ſey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; bringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchſten Gottheit, der ihren eignen Weiſen nicht ganz unbekannt geweſen ſey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wiſſen verlangt, zu ſeiner neuen Lehre. Die Worte, Und zwar hat Gott die Zeit der Unwiſſenheit überſehen; nun aber gebeut er allen Menſchen an allen Enden Buſſe zu thun; dieſe Worte, ſage ich, ſollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit ſeiner Lehre hernehmen könnte; und nun iſt er auf einmal Mitten in ſeiner Materie: Darum, daß er einen Tag geſetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beſchloſſen hat, und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das ſind die Sätze, über die er ſich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Athenienſern in der Folge ſeiner Rede näher erklären will. Aber was geſchieht? Da ſie hörten die Auferſtehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber ſprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apoſtel vor Gerichte geführt[1] hatten. Die Epikurer ſpotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; dieſe gähnen: keiner beſteht auf ſeiner Anklage, und alſo gieng Paulus von ihnen. Nun frag[2] ich: wie kann man dieſes für eine ganze, vollſtändige Rede des Apoſtels halten? Es iſt ja offenbar nichts mehr, als der bloſſe Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer ſagt, daß er es vorſetzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte verſchwiegen habe. Verſchwiegen? Verſchweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber ſeine

* Apoſtelg. XVII.

[1] geführet [1762] [2] frage [1762]

Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis,* den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epicurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte,[1] er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es „scheinet als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte „ihnen das Evangelium von Jesu verkündiget.“ Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Athenienſern gab; und zweytens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien

* Apostelg. II, 22.

[1] macht, [1760. 1762]

neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrösserungsglas, was er mit blossen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr ausser Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heumann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden „aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, wenn sie glauben, es habe „Paulus diese Rede an die Professoren der Stoischen und Epicurischen „Weisheit gehalten, und daher die Lehren der Vernunft von Gott oder „der philosophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, „Fabricius, will auch die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen, „und suchet sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abra„hams, Isaacs und Jacobs genennet, auch seine Lehren nicht aus den „Propheten, sondern aus heidnischen Poeten, bestätigt, wie auch Jesum „nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie unbedachtsam ist doch „dieses! Wird nicht auf diese Weise Paulo fast eben die Klugheit bey„gelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, deren Bekehrungsklug„heit von ihren eigenen Religionsverwandten gemisbilliget wird?“ — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewunderns„würdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewunderns„würdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den „er den Athenienfern gab, von den schweren und tiefsten „Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Athenienfern gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sey der Sohn

„Gottes.* Die Spötter nennten Jesum einen neuen und fremden, „das ist, bisher unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter, und „meinten doch nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese Art zu „reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet" ꝛc. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte πιςιν παρεχειν πασιν durch „die Glaubenslehren allen Menschen vortragen, und sie „belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an Jesum das „einzige Mittel sey." Er sagt nicht, daß der Apostel den Athenienſern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis, fährt der Doctor fort, würde „er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie nicht bald darauf mit „spöttischem Schreyen ihm in die Rede gefallen wären, und dieselbe „zu beschliessen, ihn genöthigt hätten." ꝛc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er

* S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu grössern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen; so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fodert[1] Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschracken sie; nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa, zuerst „nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene „Gnugthuung[2] geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen „Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht „dem Volke Israel und den Heiden." Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias versprochen habe; sondern den er blos überführen mußte, daß

[1] fordert [1762] [2] Genugthuung [1762b]

Jesus der versprochene Meßias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: Daß Christus sollte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow vollkommen gründlich, und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus blossem Mitleiden nicht erwähnt.

G.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beydes vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen

und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubest du ꝛc. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey ausweichen, wenn sie „von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wissen." Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch der Nordische Aufseher hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben ꝛc." Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: Auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Mine, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freydenkerey damit zu maskiren; und Er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer

gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

G.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreyfachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der „Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feind„selig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopstockische Siegel „nicht darauf gesehen haben, wie auf andern Stücken desselben Ver„fassers, von welchen er mit Hochachtung redet." — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock, heißt es an „einem andern Orte, so gewogen der Criticus sich demselben auch an„stellt" ꝛc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herr[1] Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne,

[1] den Herrn [1762]

bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, samt[1] seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heissen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt blos: „Ob man denn über alte Dinge „etwas neues sagen müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht das „Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu nehmen, als es in „der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde?" Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret; als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre „vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahr„heiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären." Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte[2] ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem Verfasser „sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu „können." Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unter-

[1] mit samt [1760. 1762; jedoch im Druckfehlerverzeichnis des letzten Teils der „Litteraturbriefe" verbessert] [2] Hätte [1762]

ſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch[1] wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey „empfinde.“ Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, „ganz ſo gedankenreich und ſchön, wie die folgende Strophe.“

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt; ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Baſedow und ſeines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder ein bloſſer witziger Einfall ſey, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber blos dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in

[1] doch [fehlt 1762 b]

das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln „urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

G.

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreyßigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem Schlusse des ersten „Theils Ihrer Blätter, in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch „nicht gesehen, so oft ich Sie auch auf unsern Spatziergängen aufgesucht „habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß Sie entziehen sich dem „Publico allzusehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. „Das verspreche ich: Ihr Portrait soll keinem in der Bibliothek der „schönen Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit „Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; tiefsinnig; schief; auch „ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich

„warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grabſtichel in die „Hand zu nehmen; die Platte iſt ſchon fertig. Ich mache auch In„ſcriptionen in Proſa und Verſen, wenn Sie ſie haben wollen. Ihr „Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild dem Werke, ohne „Ihr Wiſſen nicht vorſetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er ſoll „nicht dabey zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern Ab„gang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umſonſt verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne eine „etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich in „Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen will. „Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer? Ich bin

Mein Herr

Ihr unterthänigſter Diener
Philipp Kauk.
Kupferſtecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſahe, daß ſich ein Mann, wie der Nordiſche Aufſeher, der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde für unanſtändig erklärt hatte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: „Mein Herr, „der Sie ſo eigenmächtig nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, „darf ich wohl wiſſen, wie ich zu dieſem Brandmahle komme? Es iſt „wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits geſtochen; aber „nicht aus freyem Willen, ſondern weil es mir aufgetragen ward, „weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von dieſer Beſchäftigung „lebe. Ich habe mein Beſtes gethan. Allein man hat mir ein ſo „ſchlechtes Gemählde geliefert, daß ich nichts beſſeres daraus habe „machen können. Ich ſage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in „meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde geweſen ſind; und daß ein „Kupferſtecher keinen Fehler des Gemählde nach Gutdünken verbeſſern „kann, ohne in Gefahr zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu ver„nichten. Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt, oder ein „ſaures Geſicht mit Runzeln hat? Was weis ich, ob der andere „Dichter (den ich nicht einmal geſtochen habe) ſchief und mürriſch aus-

„sieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemahlt finden. „Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch „einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist, und mehr verspricht, „als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem „sey wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupfer„stecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen „Tadels? Warum muß ich noch etwas schlimmeres als der elendeste „Kupferstecher, warum muß ich Ihr Kuppler seyn? Muß ich Ihr „Kuppler seyn, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt „haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie „sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie: muß „ich darum Ihr Kuppler seyn?" — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen.

G.

Siebenter Theil.

1760.[1]

XII. Den 18. September. 1760.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweitz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Patäcus (ὁς

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und 202 Seiten 8°, zuletzt noch ein unpaginiertes Blatt mit Verlagsanzeigen; ebenso in der zweiten Auflage von 1763.]

ἐφασκε την Αισωπου ψυχην ἐχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen.**

Dieses Buch, welches um die Helfte stärker ist als die Leßingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Leßings Fabeln seyn; und in diesen soll die Leßingische Theorie von der Fabel[1] mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Leßingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht.

* Plutarch im Leben des Solons.

** Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

[1] von der Fabeln [1760] von den Fabeln [1763]

Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, „und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. „Indem kam mit seltsamen Bocksprüngen eine Gestalt wie eines Faunus „aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu, und sagte: „Die Muse hört dich nicht, sie ist itzo beschäftiget einem Poeten beyzu„stehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt: Ich will statt ihrer „dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, „und diene den Poeten und Mahlern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie „nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

—— ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige „von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, und sagte, „daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, „sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir im Aelian und „Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald „eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände heraus„nehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in „eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel „haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften soll „uns eine Handlung seyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so „mechanisch, daß er sich dabey keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu der„selben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen „nicht, es ist genung an unserer Absicht. Nur laßt uns nicht vergessen, „unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem Es war einmal — „Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der „Thiere. Du hast genung an den allgemein[1] bekannten, und diese magst „du erhöhen, so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur „bringen, als du willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine „Fabeln lesen wollte, um die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es werden „wohl Stoppische seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, „sondern Leßingische: In diesen letzten Tagen ist Leßing den „Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu ver„dauen, zu verbessern, und unter die scientifische Demonstration zu „bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich

[1] allgemeinen [1763]

„mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unver-
„schämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf
„mir, muntrer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemählden,
„zu Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken
„die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder, versetzte
„er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel An-
„muth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trucken; mehr ver-
„langt unser Lehrer nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen
„für Orakel, du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der das
„thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt
„und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich
„ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln."

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweitzern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bey ihnen in sehr grossem Ansehen. Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegensten dunkelnsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre „Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemahls ge-
„sehen hatte;" der andere[1] war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit „seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der „Natur kamen, erblickte, bevor sie noch gebohren waren, doch sich nicht „ganz unbewußt."

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt

[1] andre [1763]

Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaubernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweitzern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——— pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja

mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— —

Zevs ist gerecht; er straft das Meer:
Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing ist ein profaner Böswicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio sagen, im Aelian „und Suidas und Antonius Liberalis jagen." Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Leßing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Leßing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft

diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

Die Furien.[1]

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Leßingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen[2] Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig

[1] [Hier folgt die Fabel selbst; vgl. Bd. I, S. 217—218] [2] gelegnen [1763]

gröſſer, als jene ſtaubigte Compilatores: allein demohngeachtet iſt es weniger erlaubt ſich aus ſolchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn ſtolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter leſen ſoll. Ich ſage zu danken hat; denn jagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greiffen zu laſſen. Es heißt bey dem Plutarch: *ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιςα ἐςι, και των ἰχθυων, ὁι μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, ὁις ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐναισθητοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, ὁι σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χαιροηθεις, δηλον ἐςιν ἡμιν.* „Ob es wahr „iſt, was der Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch „das iſt, was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche die, die „nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen zu entſcheiden überlaſſen, die „mit dem Cato zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen haben. „Das aber iſt unſtreitig, daß junge Leute diejenigen philoſophiſchen „Lehren am liebſten anhören, am willigſten befolgen, die in keinem „ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften Eſſer auf ein „wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine Schüſſel mit Speiſen ward auf„getragen, Cleander aß mit bedachtſamer Mine und ſagte: das an„genehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach kam eine Schüſſel „mit Fiſchen; dann ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch „iſt. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache „nicht verſtünde. Cleander verſetzte: Soll ein Mann, der den Ge„ſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem „Verſtande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd ſeyn, daß die „Menſchen diejenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben, und mit

„dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch noch im Ernst ge„schrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen „eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß „wir dieser Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und „deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist:" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der „sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre „in Hexametern verfasset, und er hätte den Vers aus demselben be„halten:"

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzehlte folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen „Eugens, der in dem Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen werden. „Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze „Form zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse Reisen gethan hatte, „schwieg lange stille, endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so gut „bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, „und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, „woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche, „und betheuerte, daß ers von dem Marmor herunter geschlagen hätte, „von welchem der Pallast erbauet worden."

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ ἀυτης εἰς δειγμα περιεφερε.*

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, „Iris, die ich dir befahl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen „könnte? Also fragte Juno die Bothschafterin des Himmels. Ich fand „sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben; Merkurius „hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will. Für „Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, versetzte Iris, vollkommen strenge; alle dreye hatten den geringsten Funken Liebe[1] in „ihren Herzen erstücket, alle dreye haben niemals einer Mannsperson „gelächelt. Die Göttin machte grosse Augen und versetzte: du hast mir „diesmal einen schlechten Begrif von deinem Verstande gemacht, und „deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht „mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir „die suchen, die ich verlange."

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? Und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweitzer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdriessen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours estre un ouvrage connu, célébre et estimé. La critique d'une piéce

[1] Liebe [fehlt 1760. 1763]

mediocre, ne peut jamais devenir interessante, ni picquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité ou il merite d'etre enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen critiſchen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

—— antiquo se includere ludo.

G.

Vierzehnter Theil.

1762.[1]

VI. Den 13. Mai. 1762.

Zweyhundert und drey und dreißigster Brief.[2]

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwissen des Verf.* herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? —

In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig, als unerhöret. Er war unbillig, denn Hr. L. kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich niemand, ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen, unterstehen darf, Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. — — — — — — — — — — — — Wollte der Ungenannte seine Critik üben, oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen; so war ein andrer weit billigerer Weg für ihn übrig. — — — — — — — — — — — Aber so wie er es anfieng, mußte sich Herr L. nothwendig beleidiget finden, denn alle Schmeicheleyen, die er ihm in dem Vorbericht vorsagt, konten die gekränkte Vaterliebe eines Autors unmöglich besänftigen, der das Unglück hat, die Geburten seines Geistes, wie von einer Fee, unter der Hand in ganz andere Gestalten verwandelt zu sehen. — Man kan also, wie mich deucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sey, und daß Hr. L. sich mit Recht über ihn beschwehre.

„Nein! sagt unser Freund Hr. G. Man kan die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern Augenpunkte

* Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig. 1761.

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und S. 183—370 (von S. 186 an ausdrücklich numeriert) in 8°.]
[2] [Dieser Brief ist von Mendelssohn verfaßt; die in denselben eingeschobene Bemerkung des Herrn G. aber muß von Lessing herrühren.]

„betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Eigenthums-
„recht über die Werke des Geistes so weit erstrecket. Wer seine Schriften
„öffentlich herausgiebt, macht sie durch diese Handlung publici juris,
„und so denn stehet es einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht
„zum Gebrauch des Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem
„Autor durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird,
„indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen
„nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer die Freyheit hat, die
„ihm angebotene Veränderungen nach Belieben anzunehmen, oder zu
„verwerfen. Mit dem Eigenthum der Güter dieser Welt hat es eine
„ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht mehr als eine
„einzige Form an, und niemand als der Besitzer hat das Recht die-
„jenige Form zu wählen, die er für die bequemste hält. Hingegen
„bleibet die erste Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von
„einem andern veranstaltete verbesserte Auflage, ist blos als ein Vor-
„schlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers das Werk
„vollkommener gemacht werden könte. Gesetzt der Vorschlag werde
„angenommen; so kömmt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte
„bemerkt, dennoch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine
„meisten Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige Pinselzüge
„für eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag
„gemisbilliget, so kan ihn der noch lebende Verfasser öffentlich ver-
„werfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Ausspruch zu
„thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit Statt
„findet; so müßte es vielmehr gegen einen todten Verfasser seyn, der
„nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagene Verbesserungen
„zu erklären. Hat man es aber einem Rammler und einem Leßing
„nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, daß sie einen Logau
„nach ihrer Weise verbessert heraus gegeben; warum will man es denn
„dem Ungenannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er
„einem lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurtheilung vor-
„legt, und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen, oder aus-
„schlagen will.“ — So weit Herr G.!

Drey und zwanzigster Theil.

1765.[1]

V. Den 27. Junii 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter,* ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, konnten[2] wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedne Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihren natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum besten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nach-

* Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses, erster Band 1763. zweyter Band 1764. in 8.

[1] [2 Blätter Titel und Inhalt und 96 Seiten 8°.] [2] könnten [1765]

ahmer die Augen öfnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußte die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaassen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darinn entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweydeutig schimmert. Ich sage zweydeutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortrefliche der italienischen Dichter hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bey weiten mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häuffigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zu weilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bey dieser Gelegenheit entwirft,

scheinet dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Critik aufgenommen. „Man kann bemerken, sagt er, daß jemehr sich die Völker dem Süden „nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen so wohl als „ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die „schwereste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der „unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark, „er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er ist im Nothfall auch mit „Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beyden, wenn „man nur ihre Einbildungskraft durch Gemählde beschäftiget, und ihr „Gehör durch einen musicalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind „endlich so mäßig, daß sie sich mit einem blossen prächtigen und har„monischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. „Man hat in der That Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, die „niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, „die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So „verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge."

Der Verfasser bedienet sich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italienischen Dichtkunst zeiget, und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Julii 1765.

Beschluß des drey hundert und zwey und dreyßigsten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Ver-

fasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur gewissermaassen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret sehr, sagt er, wenn man den Mangel großer Genies zu „gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen „zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reissenden Strome, „sich selbst seinen Weg durch die größte Hinderniſſe. Shakespear, der „zu einem Handwerke erzogen worden, ward[1] ein großer Poet, ohne „irgend eine Aufmunterung zu haben, ja so gar, ohne selbst es zu wissen. „Einer der größten heutigen italienischen[2] Dichter macht, als ein armer „Beckerjunge, Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen, „und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Ueberhaupt können Auf„munterungen niemals Genies erzeugen; und sie schaden gewiß alle„mal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den „wahren, den großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Beweis „davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freygebigkeiten „Ludwigs des vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle „die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, „waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so „sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste „der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien nicht durch „so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm „haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthiget hätten, dem „Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste „Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, „den die schönen Wissenschaften bey Regenten finden, ist dieser, daß „dadurch die Begierde zu schreiben, zu sehr ausgebreitet wird, daß so „viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie „zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen „können, (denn die trift allein das Genie) suchen sich durch neue „Manieren, durch Affectationen zu unterscheiden, oder führen das

[1] wird [Meinhard] [2] italienischen [fehlt bei Meinhard]

„Publicum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermuthlich die „Ursache, daß allemal auf die Zeiten der grossen Beschützer der Künste, „Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Ausschweiffung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrift den Machiavel. „Machiavel, sagt er, ein sehr großer Kopf, den „wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen, und zu unrichtig be„urtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bibiena, „ein paar Comödien auf den Schauplatz, in denen das Salz des „Moliere, mit dem Humor und der komischen Stärke der Eng„länder vereiniget ist. Dieser Machiavel ist es ausserdem, der die „Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er „vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. „Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beständig „klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen „neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der „Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und „Reinigkeit des Nepos in der Erzehlung mit dem Tiefsinn und der „Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen „Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den „Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in „der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Prä„sidenten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, weil man den „Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studiret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich Ihnen nochmals wiederhohle, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzählig kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affectirt ist, compensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhardt, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes

Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Critik* zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte** ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Hr. Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weis ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein blosser Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; an statt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden[1] Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

G.

* Leipzig in der Dyckischen Handlung. Erster und zweyter Theil, 1763. in 8.
** Berlin 1764. in 8.

[1] abstehenden [1765]

Das Theater des Herrn Diderot.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.

Berlin, bey Christian Friedrich Voß 1760.[1]

Vorrede des Uebersetzers.[2]

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen Encyklopädie, bestehet aus zwey Stücken, die er als Beyspiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie, und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung ge-

[1] [3 unpaginierte Blätter und 371 Seiten 12°; nach Angabe der Meßverzeichnisse zur Ostermesse 1760 zugleich mit dem zweiten Teile (Titelblatt und 480 Seiten 12°) erschienen. Eigne Anmerkungen fügte Lessing dem übersetzten Texte nicht bei. Über die zweite Ausgabe des Werkes (1781) vgl. Seite 287.] [2] Vorrede des Uebersetzers, zur ersten Ausgabe von 1760. [1781; die Vorrede selbst ist hier ganz unverändert geblieben]

wisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrenget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hofnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

Das Theater des Herrn Diderot.

Aus dem Französischen übersezt

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Erster Theil.

Zweyte, verbesserte Ausgabe.

Berlin 1781.

bey Christian Friedrich Voß und Sohn.[1]

Vorrede des Uebersetzers, zu dieser zweyten Ausgabe.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersezung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch

[1] [272 Seiten 8°; gleichzeitig erschien der zweite Teil, 352 Seiten 8°.]

immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anfoderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Manne zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschafte. Die Französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand seyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hosen, unter ein Halbduzend alltäglichen Personen, auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas bessern, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der Hausvater erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschafne Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht blos unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Französisch, noch deutsch: er war blos menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freylich Diderot vornemlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersezung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis itzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst itzt eine dergleichen Stelle; und ich betaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn, sagt sie, den Geist und be„sonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das „Schicksal meines Bruders abhangen sollte. Es war unbesonnen, ich „machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner „Natur aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedruckt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht seyn, daß es die beiden erstenmale auf den Bruder gehen, und sonach heißen soll: „Er war „unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem „Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmässige Uebersetzung gemacht haben!

Gotthold Ephr. Leſſings

Sophokles.

Erſtes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

Berlin 1760.

bey Chriſtian Friedrich Voß.

[Lessings Sophokles, bereits für die Michaelismesse 1760 geplant, erschien erst nach dem Tode des Verfassers mit dem auf der vorigen Seite abgedruckten und einem zweiten Titelblatte „Gotthold Ephraim Lessings Leben des Sophokles. Herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn. 1790." (VIII und 172 Seiten 8°). Von der Geschichte des Druckes gab der „Vorbericht des Herausgebers" folgendermaßen Rechenschaft:

„Es sind jetzt gerade dreißig Jahr, als die sieben ersten Bogen der gegenwärtigen Schrift abgedruckt wurden. Was für ein Hinderniß es eigentlich gewesen sey, welches die Fortsetzung dieses Abdrucks, oder vielmehr die weitere Ausarbeitung des Werkes selbst, unterbrach, weiß ich nicht mit Gewißheit anzugeben. Vermuthlich war es Lessing's Entfernung von Berlin, der um diese Zeit nach Breslau zu dem preussischen General Tauenzien gieng, in den nächsten Jahren darauf als Schriftsteller nur seine Uebersetzung des Diderot'schen Theaters vollendete, und an den Litteraturbriefen Antheil nahm. Erst sechs Jahre später betrat er mit seinem Laokoon die schriftstellerische Laufbahn aufs neue.

Sein Sophokles sollte aus vier Büchern bestehen, die wahrscheinlich auch eben so viel Bände gefüllt haben würden. Aber auch hier ist es ungewiß, welch einen Umfang er seinem Stoffe zu geben gedachte, und wie er denselben eigentlich zu vertheilen Willens war. Das erste Buch hatte er, wie die Aufschrift des ältern Titelblattes angiebt, dem Leben des Dichters bestimmt; und diesem sollte vermuthlich eine kritische Zergliederung seiner Schauspiele, und eine deutsche Uebersetzung derselben in Prose nachfolgen. Dieß letztere läßt sich wenigstens aus dem Anfangsfragmente des Ajax schließen, welches ich dem Leser am Schluß dieses Bändchens mittheilen werde.

Lessing war, wie ich schon anderswo*) bemerkt habe, von jeher gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden, und diesen schon bei einigem, oft nur geringem, Vorrathe von Handschrift anfangen zu lassen. Ich hatte daher wenig Hoffnung, unter seinen für die gegenwärtige Arbeit nachgelassenen Papieren, deren Mittheilung ich der Freundschaft seines Bruders, des Herrn Münzdirektors Lessing, verdanke, viel Vollendetes anzutreffen. Und so war es auch wirklich. Nur den Schluß der Anmerkung (K.) die mit der 112ten und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich völlig ausgearbeitet und ins Reine geschrieben. Das Uebrige bestand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und gesammelte Materialien zu den meisten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in dem S. 6. bis 11. befindlichen Leben des Sophokles nachgewiesen waren, und in einem, vermuthlich ältern, Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben diesen Anmerkungen, zerstreut und einzeln, nebst dem schon gedachten Anfang einer Uebersetzung des Ajax Mastigophoros, niedergeschrieben waren.

Verschiedne seiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgetheilt hatte, die ich auch selbst seit mehrern Jahren aus seiner Hand besaß, versuchten es oft, ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser so verdienstvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müsse erst wieder Griechisch lernen, und sich in eine Menge von Dingen hinein studiren, die ihm seitdem völlig fremd geworden wären. Sein Verleger und vieljähriger vertrauter Freund war zu gefällig, um von diesen abgedruckten Bogen irgend einen willkührlichen Gebrauch zu machen. Aber seit Lessing's Tode wurde der Wunsch ihrer Bekanntmachung bei denen, die von diesem Bruchstück wußten, und das Daseyn desselben aus einigen öffentlichen Erwähnungen erfahren hatten, immer dringender.

Mir geschah also der Antrag, es herauszugeben; und ich hatte mehr als Einen Grund, mich nicht an die Fortsetzung, oder auch nur an die Ausarbeitung der noch vorhandenen Materialien zu wagen; sondern ich beschloß, diese so unvollendet, einzeln und mangelhaft, wie sie da waren, hinzu zu fügen, und so dem Fragmente wenigstens mehr Anschein eines Ganzen zu geben. Dieß zu thun, kostete freilich mehr Zeit, Sorgfalt und Mühe, als der erste Anblick dieser Ergänzung verrathen wird; aber freundschaftlicher Eifer für des Verfassers Andenken, und Hinsicht auf dadurch zu bewirkende Befriedigung der Litteratoren, erleichterten mir alle Mühe gar sehr."

*) S. den fünften Beitrag zur Gesch. und Litt. aus der Wolfenb. Bibl. S. 58.

Die Handschriften, welche Eschenburg zur Ergänzung des 1760 unter Lessings eigner Aufsicht Gedruckten (bis S. 349, Z. 4 und 12 dieser Ausgabe) benützte, sind in der herzoglich braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel erhalten, waren mir aber bis jetzt nicht zugänglich. Ich muß daher die Ergebnisse einer etwa noch zu ermöglichenden Vergleichung für die letzten Bände dieser Ausgabe versparen, die den litterarischen Nachlaß Lessings enthalten sollen. Dem folgenden Abdrucke liegt somit nur Eschenburgs Ausgabe zu Grunde.]

SOPHOKLES.

Erstes Buch.

Bayle, der in seinem kritischen Wörterbuche sowohl dem Aeschylus, als dem Euripides einen besondern Artikel gewidmet hat, übergehet den Sophokles mit Stillschweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu sagen, als von jenen seinen Mitbewerbern um den tragischen Thron?

Gewiß nicht. Aber bey dem Aeschylus hatte Baylen, Stanley; bey dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Diese Männer hatten für ihn gesammelt, für ihn berichtiget, für ihn verglichen. Voll Zuversicht auf seinen angenehmern Vortrag, setzte er sich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und diesem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweis abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war seine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Buchstaben auf den Sophokles brachte, vergebens sah er sich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er selbst sammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es schon sein Werk gewesen, so erlaubte es ihm itzt seine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nehmliche Entschuldigung muß man auch seinem Fortsetzer, dem Herrn Chaufepié, leihen. Auch dieser fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und

die geringste Kleinigkeit, die ihn betrift, die einige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu seyn. Seit dem ich es betauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studieret zu haben, als die Muster, aus welchen er sie abstrahierte: werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerksamer, als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht! Wie viel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!

Nun denke ich: keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es, von nun an, dieser oder jener nicht weiter lesen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, muß eben so angenehm seyn, als die Vorstellung bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Litteratores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieses Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilet, „Barnes würde „es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geschrieben haben:“ so hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenschaft „geben (A). Diesen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athe„nienser, und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater hieß Sophi„lus (C). Nach der gemeinsten und wahrscheinlichsten Meinung, ward „er in dem zweyten Jahre der ein und siebzigsten Olympias „gebohren (D).

„Er genoß eine sehr gute Erziehung. Die Tanzkunst und die „Musik lernte er bey dem Lamprus, und brachte es in dieser letztern, „wie auch im Ringen so weit, daß er in beiden den Preis erhielt (E). „Er war kaum sechzehn Jahr alt, als er mit der Leyer um die Tropäen, „welche die Athenienser nach dem Salaminischen Siege errichteten, tanzte, „und den Lobgesang anstimmte. Und das zwar, nach einigen, nacket „und gesalbt; nach andern aber, bekleidet (F). In der tragischen Dicht„kunst soll Aeschylus sein Lehrer gewesen seyn; ein Umstand, an „welchem ich aus verschiedenen Gründen zweifle (G). Ist er unterdessen

„wahr, so hat schwerlich ein Schüler das Uebertriebene seines Meisters, „worauf die Nachahmung immer am ersten fällt, besser eingesehen und „glücklicher vermieden, als Sophokles. Ich sage dieses mehr nach der „Vergleichung ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erstes Trauerspiel fällt in die sieben und siebzigste „Olympias. Das sagt Eusebius, das sagt auch Plutarch: nur „muß man das Zeugniß dieses letztern recht verstehen; wie ich denn „beweisen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbesserung „anzunehmen, welche Samuel Petit darinn angegeben hat (I).

„Damals war der dramatische Dichter auch zugleich der Schau„spieler. Weil aber Sophokles eine schwache Stimme hatte, so „brachte er diese Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz „von dem Theater (K).

„Er machte in seiner Kunst verschiedene Neuerungen, wodurch „er sie allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkommenheit erhob. „Es gedenken derselben zum Theil Aristoteles (L); zum Theil „Suidas (M); zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme seiner Antigone hatte Sophokles ohne „Zweifel die meiste Ursache, vergnügt zu seyn. Denn die Athenienser „wurden so entzückt davon, daß sie ihm kurz darauf die Würde eines „Feldherrn ertheilten. Ich habe alles gesammelt, was man von diesem „Punkte bey den Alten findet, die sich in mehr als einem Umstande „widersprechen (O). Viel Ehre scheinet er als Feldherr nicht eingelegt „zu haben (P).

„Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben (Q). „Nur sieben sind davon bis auf uns gekommen; und von den andern „ist wenig mehr übrig, als die Titel. Doch auch diese Titel werden „diejenigen nicht ohne Nutzen studieren, welche Stoffe zu Trauerspielen „suchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die „vornehmsten an, mit welchen er darum gestritten hat (T).

„Mit dem Euripides stand er nicht immer in dem besten „Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung über „den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. „Er ist der tragischen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als „er es bey dem ersten Anblicke zu seyn scheinet (X).

„Verschiedene Könige ließen ihn zu sich einladen; allein er liebte „seine Athenienser zu sehr, als daß er sich freywillig von ihnen hätte „verbannen sollen (Y).

„Er ward sehr alt, und starb in dem dritten Jahre der „drey und neunzigsten Olympias (Z). Die Art seines Todes „wird verschiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinn„gedichte zum Grunde hat, wollte ich am liebsten allegorisch verstanden „wissen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinngedichte, die man auf „ihn gemacht hat, nicht vergessen (BB). Sein Begräbniß war höchst merk„würdig (CC).

„Er hinterlies den Ruhm eines weisen, rechtschaffnen Mannes (DD); „eines geselligen, muntern und scherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, „den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schön„heit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht seyn, daß es „mit den verliebten Ausschweiffungen, die man ihm Schuld giebt, „seine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten „nicht sagen, daß sein moralischer Charakter dadurch zweifelhaft „würde (HH).

„Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon zwey die Bahn ihres „Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die sie wider ihn erhoben, „mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero „giebt (KK).

„Ausser seinen Tragödien führet man auch noch andere Schriften „und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung seines Charakters als tragischer Dichter, „muß ich bis in die umständliche Untersuchung seiner Stücke versparen. „Ich kann itzt bloß einige allgemeine Anmerkungen voraussenden, zu „welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), „und verschiedene Beynamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlassen „werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm „Schuld giebt (OO). Endlich werffe ich alle kleinere Materialien, die ich „noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zusammen (PP); des„gleichen auch die Fehler, welche die neuern Litteratores in Erzehlung „seines Lebens gemacht haben (QQ)."

Ausführung.

Es wird Mühe kosten, dieses Gerippe mit Fleisch und Nerven zu bekleiden. Es wird fast unmöglich seyn, es zu einer schönen Gestalt zu machen. Die Hand ist angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Diese sind Suidas und ein Unbekannter, der seinen Scholien über die Trauerspiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgesetzt hat. Suidas und ein Scholiast: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke selbst hatten.

Der Artikel Sophokles ist bey dem ersten sehr kurz. Es ist auch nicht dabey angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat sich verdienter um ihn gemacht, als J. Meursius (a), der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiasten ist etwas umständlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß; den Aristoxenus, den Ister, den Satyrus. Unter dem ersten verstehet er ohne Zweifel den Aristoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Aristoteles, von dessen vielen Schriften uns nichts, als ein kleiner musikalischer Tractat, übrig geblieben ist. Ammonius (b) führet von ihm ein Werk von den tragischen Dichtern an; und in diesem ohne Zweifel wird das gestanden haben, was der Scholiast, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Ister ist der Schüler des Kallimachus, dessen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken (c). Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht bestimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieses Namens (d), unter dessen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles seyn mochte.

(a) In seiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie ist dem zehnten Theile des Gronovschen Thesaurus einverleibet worden.

(b) *Περι ὁμοιων και διαφορων λεξεων*; unter *ὁυεσθαι και ἐρυεσθαι*: *Αριστοξενος ἐν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων ὁυτω φησι κατα λεξιν* u. s. w.

(c) Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

(d) Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

Aber hätte ich nicht lieber die zerstreuten Stellen bey dem Plato, Aristoteles, Diodorus Siculus, Pausanias, Athenäus, Philostrat, Strabo, Aristides, Cicero, Plinius ꝛc. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen sollen? Doch sie gedenken seiner nur im Vorbeygehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewiesen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergessen. Wenn ich aber den Gyraldus (e), den Meursius (f), und den Fabricius (g), nenne, so habe ich sie alle genannt. Das sind die einzigen, bey welchen ich mehr zu lernen, als zu verbessern gefunden habe. Bey allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienser und zwar ein Koloniate.) Suidas: *Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηθεν, Ἀθηναιος.* Und der ungenannte Biograph: *Ἐγενετο ὁυν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀθηναιος, δημου Κολωνηθεν.* Desgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Oedipus auf Kolonos ist: *ἠν γαρ Κολωνοθεν* (h). Auch Cicero (i) bestätiget es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus (k), cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward, wie bekannt, in *Φυλας* (Stämme) eingetheilt, und dieſe *Φυλαι* theilten ſich wiederum in verſchiedene *Δημους*, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze (l) über-

(e) *Gyraldus* Hist. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

(f) In der unter (a) angezogenen Schrift.

(g) Fabricius Bibl. Graeca Lib. II. cap. 17.

(h) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1603. (Seite 483) haben hier *Κολωνοθεν* anſtatt *Κολωνηθεν*.

(i) Lib. V. de finibus.

(k) Meurſius (Reliqua Attica cap. 6 p. 26) lieſet: convertebat ad sese Colonus; ille locus etc. und ich ziehe dieſe Lesart vor.

(l) In ſeinen Anmerkungen über die Leben des Plutarchs, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beygefügt hat.

setzt hat, und ich es nicht besser auszudrücken wüßte. Nicht selten bemerken die Geschichtschreiber beides; sowohl den Stamm, als die Landsmannschaft. So sagt z. E. Plutarch vom Perikles: *Περικλης των μεν φυλων Ἀχαμαντιδης, των δε*[1] *δημων Χολαργευς*. Von unserm Sophokles aber findet sich nur der *Δημος* genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die *δημους* nach ihren *φυλαις* geordnet hätte; wenigstens hat es Meursius in seinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdessen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontischen Stamme gewesen ist, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles *Κολωνος*. *Κολωνος* bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; *γης ἀναςημα, τοπος ὑψηλος* (m). Zu Athen aber wurden besonders zwey Hügel so genannt, wovon der eine innerhalb, der andere ausserhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplatze, neben dem Tempel des Eurysaces, und hies von dem Markte *Κολωνος ἀγοραιος*. Von diesem ist die Rede nicht, sondern von dem ausser der Stadt, welcher zum Unterschiede *Κολωνος ἱππιος* d. i. der Ritterhügel, so wie jenes der Markthügel genennet ward (n). Und zwar hatte er das Beywort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus *ἱππιου* und der Minerva *ἱππιας* (o). Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den

(m) Suidas unter *Κολωνος*.

(n) Man sehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meursius (Reliq. Att. cap. 6) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweyten Inhalt des Oedipus auf Kolonos gemacht hat. *Ὁυτω κληθεντι*, sagt dieser von dem Kolonos, *ἐπει και Ποσειδωνος ἐςιν ἱερον ἱππειου και Προμηθεως, και ἀυτου οἱ ὀρεωκομοι ἱςανται*. Der lateinische Uebersetzer macht in dieser Stelle einen sehr albernen Fehler. Er giebt sie nehmlich so: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique *ejus mulorum* curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Mauleſel gewesen seyn? Er hat das Adverbium *ἀυτου* für den Genitivum des Pronominis angesehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

(o) Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehret wurde, war ohne Zweifel dieses die Ursache: weil er

[1] *δε* [fehlt 1790]

Worten: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus etc. ist nicht undeutlich zu schliessen, daß er zwischen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc gehet hier auf die Akademie. Nun lag diese sechs Stadia vor dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meursius braucht diesen Ort des Cicero auch sehr glücklich zur Verbesserung einer Stelle des Thucydides, wo gesagt wird, daß der Kolonos ohngefehr zehn Stadia von der Stadt liege: *ϛαδιους μαλιϛα δεκα*; und er vermuthet, daß man anstatt *δεκα* lesen müsse *δ'*.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieses *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieses besser sagen, als Sophokles selbst:

— — — *Αἱ δε πλησιον γυαι*
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον ἐυχονται σφισιν
Αρχηγον ἐιναι, και φερουσι τοὐνομα
Το τουδε κοινον παντες ὠνομασμενον·

heißt es zu Anfange seines Oedipus auf Kolonos (p). Und der Scholiast setzet hinzu: *Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι.* Mit der Uebersetzung, welche Vitus Winsemius von dieser Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equestrem Colonum precantur sibi
Praesidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Ἱπποισιν τον ἀκεϛηρα χαλινον
Πρωταισιν ταιϛδ' ἐκτισε ἀγυαις.

(Sophokles in seinem Oedipus auf Kolonos, Zeile 715. 16.) Diese Stelle des Sophokles hat mit der bekannten streitigen Stelle des Virgils:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) sehr viel ähnliches. Virgil scheinet sie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß sie keinem von seinen Auslegern beygefallen ist. Denn man kann *πρωταισιν* eben sowohl mit *ἀγυαις*, als mit *ἱπποισιν* verbinden.

(p) Zeile 59 u. f.

Equestrem Colonum precantur sibi praesidem esse, würde ohngefehr heiſſen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde *ἐυχομαι* durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und *ἀρχηγον* wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier lies ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, *χαριζομενος ὀν μονον τῃ πατριδι ἀλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ*, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewiget, als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So auſſer allen Zweifel es nun ſchon, durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände, geſetzt zu ſeyn ſcheinet, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwehnet, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nehmlich, wie der ungenannte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilet der ungenannte Biograph ſelbſt: *Ἀπιστητεον δε και τῳ Ἱστρῳ φασκοντι ἀυτον ὀυκ Ἀθηναιον, ἀλλα Φλιασιον ἐιναι· πλην γαρ Ἱστρου παρ᾽ ὀυδενι ἑτερῳ τουτ᾽ ἐστιν ἑυρειν.*

Meurſius hat, bey Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nehmlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte *Κολωνηθεν* dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als *δημος*. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, *δημον*, ſondern

überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: *οὐκ Ἀθηναιον ἀλλα Φλιασιον*. Wäre unter *Φλιασιος* bloß der *δημος* zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſowohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beywohnte, daß es wirklich einen *δημον*, Namens *Φλυα*, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von *Φλυα* nicht *Φλυασιος*, ſondern einer aus dieſem *δημῳ* heißt *Φλυευς*. Ich beruffe mich deswegen auf folgende Inſcription bey dem Spon (q):

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von *Φλιους*. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus, und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon (r). Aus dieſem Phlius alſo, und nicht aus Phlya, muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köloſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt *Κολωνηθεν*, geleſen haben *Κοιλωσσηθεν*?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des Suidas unter (A). Dieſes beſtätiget der ungenannte Biograph: *υἱος δε Σοφιλου*. Und ein Ungenannter in der Anthologie (s):

Τον σε χοροις μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης μουσης ἀχερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus (t) ſchreibt ihn *Σοφιλλος*. So

(q) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beygefügt ſind. S. 39.

(r) Strabo, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: *ΦΛΙΟΥΣ, πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντιος,*[1] *ἡ Φλιουσιος — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος.* Für *πλεονασμῳ* lieſet Gronovius *μεταπλασμῳ*. (Variae Lectiones in *Stephano* p. 26.)

(s) Libro III. cap. 25. ep. 42.

(t) In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des D. Heinſius.

[1] *Φλιουντος*, [1790]

auch Tzetzes (u). Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος (x). Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerley Namen ſind, indem der doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es denn auch die lakoniſche Ausſprache war. Wenn die Athenienſerin νη τω θεω ſchwur, ſchwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verſchiedne Gottheiten damit meinten (y).

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſers Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das letztere behauptet; denn beyde haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieſer zu einem Schwerdfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwey Gründen, davon einer von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Komödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählet alſo den Mittelweg und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerker treiben müſſen: Υιος του Σοφιλου, ὁς ὀυτε (ὡς Αριϛοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἡν· ὀυτε (ὡς Ιϛρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλκεας ἡ τεκτονας· ὀυ γαρ ἐικος τον ἐκ τοιουτων γενομενον ϛρατηγιας ἀξιωθηναι συν Περικλει, και Θουκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· ἀλλ᾽ ὀυδ᾽ ἀν ὑπο των κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των ὀυδε Θεμιϛοκλεους ἀποσχομενων.

Den erſten Grund halte ich für den ſtärkſten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon ſagen. Der zweyte aber dünkt mich deſto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verſchonen; wenn er ſich um den Staat auch

(u) Chil. VI. 69.

(x) Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rhodom.

(y) S. die Lyſiſtrata des Ariſtophanes, Zeile 81 und 146, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

noch so verdient gemacht hätte. Themistokles, sagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! setze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen seiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (λαχανοπωλις) gewesen war, von dem Aristophanes leiden. Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles sehr weit vorzog. Aber würde er, dieser poetischen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er sollte ihm seine geringe Herkunft geschenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie sie alle heissen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr gelesen hatten, als uns davon übrig geblieben ist.

Aber was soll ich zu dem Mittelwege sagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur „Knechte gehalten, die jene Handwerker treiben müssen?" Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen seiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchste in die Klasse der Mittelbürger, *των μετριων πολιτων*. Ja der Sohn eines solchen Bürgers war noch immer den Spöttereyen der Komödienschreiber, über das mittelbare Gewerbe seines Vaters, ausgesetzt. Ich beruffe mich dieserwegen auf das, was Plutarch (z) von dem Redner Isocrates sagt: *Ἰσοκρατης Θεοδωρου μεν ἠν παις του Ἐρεχθιεως* (aa) *των μετριων πολιτων, θεραποντας ἀυλοποιους κεκτημενου, — ὀθεν εἰς τους ἀυλους κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριςοφανους και Στρατιδος.* Hier ist ein Mann, welcher Flötenmacher in seinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieser Mann unter die Mittelbürger; und der Sohn bekam von dem Aristophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

(z) In den Lebensbeschreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Isokrates das vierte ist.

(aa) Wie Xylander anstatt *του ἀρχιερεως* mit vollkommenem Grunde lieset.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterey der Komödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter, ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt geweſen ſeyn, die reines Vermögen genug beſaſſen, entweder in die Klaſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens[1] in die Klaſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines ſpätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu ſtatten, der mit der griechiſchen Litteratur genau bekannt war. Der ältere Plinius (bb) nehmlich nennet unſern Dichter ausdrücklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtützt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſters und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus und Iſter entſtanden ſeyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichſten ſeyn wird. Auf dem zweyten *Κολωνος*, welcher zum Unterſchiede *ἀγοραιος* hieß, ließen ſich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſammlungsorte *Κολωνιται* (cc). Was iſt nun leichter zu vermengen als *Κολωνιται* und *Κολωνιαται*? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein *Κολωνιατης*. So fanden ihn Ariſtoxenus und Iſter genennet, und laſen es für *Κολωνιτης*, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder untereinander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein *Κολωνιτης* konnte ein Zimmermann, ein Schmid, und ein Schwerdfeger ſeyn.

Will man mir über dieſes *Κολωνιτης* noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe *της* hier für etwas mehr, als

(bb) Histor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des Plinius unter (x) mit mehreren.

(cc) Suidas unter dieſem Worte: *Ουτως ὠνομαζον τους μισθωτους· ἐπειδη περι τον Κολωνον ἐιςηκεσαν, ὁς ἐςι πλησιον της ἀγορας.* Suidas hat hier den Harpocration ausgeſchrieben, welcher die nehmlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

[1] wenigſten [1790]

für die bloße Endung, welche verschiedene Gentilia bekommen. Ich halte sie für das Nennwort ϑης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὅτι ὁ παρ᾽ ἄλλοις, merkt Photius aus den Chrestomathieen des Hellabius an (dd), μισϑου δουλευων, ϑης καλειται, ἡ παρα το ϑειναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσϑαι και ποιειν· — ἡ κατα μεταϑεσιν του τ εἰς το ϑ· το γαρ πενεσϑαι και τητασϑαι του βιου, ὁιον ϛερεσϑαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weis ich zwar wohl, daß ϑης in der mehrern Zahl ϑητες hat, und daß es also, nach Verwandlung des ϑ in das vielleicht ursprüngliche τ, Κολωνιτητες heißen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weis aber auch daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in seiner Gewalt hat, sich wenig um die Herleitung bekümmert. Das ϑειναι in der angeführten Stelle, ist unser thun.

(D)

In dem zweyten Jahre der ein und siebzigsten Olympias gebohren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηϑηναι δε ἀυτον φασιν ἑβδομηκοϛῃ πρωτῃ ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Ἀρχοντος Ἀθηνῃσι Φιλιππου. Mit ihm stimmet der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes historisches Verzeichniß der Olympiaden (Ολυμπιαδων ἀναγραφην) haben (ee), auf das genaueste überein. Er schreibt unter dem zweyten Jahre ΟΑ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγῳδοποιος ἐγεννηϑη. Doch merkt eben dieser Ungenannte auch unter dem dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηϑη κατα τινας. Und unter diese einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unserm Dichter: τεχϑεις κατα την ογ᾽ Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man sich an diese einige nicht kehren dürfe, und daß die erstere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἠν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος εἰκοσιτεσσαρα.

(dd) Diesen Auszug des Photius aus dem Hellabius, hat Meursius übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; und so ist er dem zehnten Bande des Gronovschen Thesaurus als ein besonderes Werk einverleibet worden.

(ee) Man findet dieses Ungenannten Ολυμπιαδων ἀναγραφην unter andern in der Janssonischen Ausgabe der Chronik des Eusebius von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen sie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

„Er war ſiebzehn Jahr jünger als Aeſchylus und vier und zwanzig „Jahr älter als Euripides.“ Dem zu Folge müßte Aeſchylus in dem erſten Jahre der ſieben und ſechzigſten, und Euripides in dem zweyten der ſieben und ſiebzigſten Olympias gebohren ſeyn. Doch beydes ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſelbſt ſeyn. Fabricius (ff) hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man leſe XVII.) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Aeſchylus in der drey und ſechzigſten Olympias, und Euripides in dem erſten Jahre der fünf und ſiebzigſten gebohren worden. Wie alſo, wenn mein ungenannter Biograph geſchrieben hätte: ἦν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσαρα, Ἐυριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war vier und zwanzig „Jahr jünger als Aeſchylus, und ſiebzehn Jahr älter als Euripides?“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes merkt bey der 75ten Zeile der Fröſche an: ἦν γαρ Σοφοκλης Αισχυλου μεν ἐτεσιν ἑπτα νεωτερος, Ευριπιδου δε κδ'. „Sophokles ſey ſieben Jahr jünger „als Aeſchylus und vier und zwanzig Jahr jünger als Euripides „geweſen.“ Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restituatur, pro ἐτεσιν ἑπτα scribendum est ἐτεσιν δεκαεπτα: et deinde post Ευριπιδου δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem

(ff) Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis; Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küſter, wenn er ſagt, es wiſſe jedermann, daß Euripides erſt viele Jahre nach dem Aeſchylus gelebt habe? Aeſchylus iſt, den Arundelſchen Marmorn zu Folge, in dem erſten Jahre der achtzigſten Olympias geſtorben. Und in der neun und ſiebzigſten, hatte ſich Euripides bereits als einen tragiſchen Dichter bekannt gemacht. Man laſſe aber den Aeſchylus auch in der acht und ſiebzigſten geſtorben ſeyn, ſo war Euripides doch damals ſchon geraume Zeit gebohren, und man kann auf keine Weiſe ſagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber dieſe Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeſchylus viele Jahre: ſo weis ich gar nicht, was wider den Scholiaſten daraus folgt. Denn könnte, dem ohngeachtet, Aeſchylus nicht ſpäter gebohren ſeyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdenn noch, wenn man ſchon die ſieben Jahre in ſiebzehn verwandelt hat? Kurz, das iſt der rechte Weg gar nicht, die Verſtümmlung des Scholiaſten ins Licht zu ſetzen; ſondern Küſter hätte, gerade zu, ſagen ſollen: Es ſey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides geweſen. Er hätte ſich, ohne Umſchweif, auf das Zeugniß des A. Gellius (gg), oder wer ihm ſonſt beygefallen wäre, beruffen müſſen: und man würde es ihm ohne Umſtände eingeräumet haben, daß παλαιοτερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber ſagt, es erhelle aus chronologiſchen Berechnungen wirklich, daß Sophokles ſiebzehen Jahr jünger als Aeſchylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides geweſen ſey: ſo iſt es gerade das Gegentheil von dem was Fabricius ſagt. Er trauet dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch ſehr weit verfehlet, wenn man ihm durch meine vorgeſchlagene Verſetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meurſius, in ſeinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, ſagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum

(gg) *Noct. Att. libr. XVII. cap. 21.* Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac *deinde* Euripides etc.

tradunt. Von dieſen andern, welche vorgeben ſollen, Sophokles wäre in dem zweyten Jahre der ein und neunzigſten Olympias gebohren, habe ich nie etwas gehört; auch wohl ſonſt niemand in der Welt. Es hat ſich offenbar ein Druckfehler hier eingeſchlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs lieſet Meurſius ſelbſt: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοστη πρωτη, und nicht ἐννενηκοστη πρωτη. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Meurſius dieſen Fehler bemerkt und verbeſſert hat. In dem Gronovſchen Theſaurus, welchem die Schrift des Meurſius doch nach einer vermehrten Handſchrift des Verfaſſers einverleibet worden, iſt er glücklich ſtehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunſt und die Muſik bey dem Lamprus — In dieſer und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: *Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν ἐυποριᾳ — Διεπονηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιστραν και μουσικην, ἐξ ὠν ἀμφοτερων ἐστεφανωθη, ὡς φησιν Ιστρος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπριου.* Und Athenäus (hh) ſagt von ihm: *ἠν και ὀρχηστικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ.*

Die Erziehung der Griechen iſt bekannt. Grammatik, Muſik, Gymnaſtik: hierinn, und nach dieſer Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnaſtik waren *ὀρχησις* und *παλη*, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wiſſen, als das griechiſche *παλη*, unter welchem noch viel andere gymnaſtiſche Uebungen, als das eigentliche Ringen, verſtanden wurden.

Den nun, bey welchem Sophokles die Muſik lernte, nennet der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt ſeinen Lehrer in der Muſik und Orcheſtik, das iſt, demjenigen Theile der Gymnaſtik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, deſſen Name bey dem erſten nur verſchrieben iſt. — Und dieſer Lamprus war der berühmteſte Lehrer ſeiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, ſagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

(hh) Libr. I. p. 20. Edit. Casaub.

Ich habe verschiedenes über diesen Mann anzumerken. Ich fange bey einem offenbaren Irrthume an, in welchem Fabricius seinetwegen gewesen ist. Nach ihm nehmlich soll eben dieser Lamprus auch den Sokrates in der Musik unterrichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro* edoctus (ii), sagt er von unserm Dichter, und setzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer andern Stelle (kk): Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das soll Sokrates bey dem Plato selbst sagen? Fabricius kann diese Anführung unmöglich selbst nachgesehen haben. Denn Sokrates sagt es daselbst nicht nur nicht, sondern sagt sogar gerade das Gegentheil. Er unterhält sich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienfern gehalten werden soll. Er sagt es sey dieses ein Stoff, der eben nicht viel Geschicklichkeit erfordere. Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienser in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienser in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und also, fragt Menexenus den Sokrates, getraueſt du dich wohl, diese Rede selbst zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. *Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαζον οἰφτ᾽ εἰναι εἰπειν, ᾧ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ πανυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ᾽ ἠπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ελληνων, Περικλεα του Ξανθιππου. ΜΕ. Τις αὐτη; ἠ δηλονοτι Ασπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε του Μητροβιου, οὐτοι γαρ μοι δυο εἰσι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικης· ἡ δε ῥητορικης· οὐτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαζον δεινον εἰναι λεγειν. ἀλλα και ὁσις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁμως κἀν οὑτος ὁιος τ᾽ εἰη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων εὐδοκιμειν.* Ich, sagt er, der ich in der Beredsamkeit die Aſpaſia, und in der Musik den Konnus zum Lehrmeister habe, sollte nicht im Stande seyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen schlechtern Unterricht genossen hätte, als ich; der die Musik von

(ii) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.

(kk) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 15. §. 36.

dem Lamprus, und die Beredſamkeit von dem Antiphon gelernet hätte. — Weit gefehlet alſo, daß Sokrates hier vorgeben ſollte, die Muſik von dem Lamprus gelernet zu haben; er iſt vielmehr ſtolz darauf, daß er ſie nicht von ihm gelernt hat, daß er ſie von einem beſſern Meiſter erſt itzt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu dieſem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbeſſerung die Menage darinn machen will. *Σωκρατης*, erzehlet Sextus Empiricus (ll), *καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, ὁυκ ἠδειτο προς Λαμπωνα τον Κιθαριζην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐξιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι.* Hier heißt der Citariſt, von welchem ſich Sokrates noch in ſeinem hohen Alter unterweiſen laſſen, Lampon, und Menage (mm) ſagt: obiter moneo pro *Λαμπωνα* legendum omnino *Λαμπρον*. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus, ſtatt eines kleinen Fehlers einen weit gröbern begehen zu laſſen? Es iſt wahr, des Sokrates Lehrer in der Muſik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret ſich in dem Namen. Aber er würde ſich in mehr als in dem Namen geirret haben, wenn er Lamprus geſchrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals ſchwerlich mehr leben. Man überſchlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor ſeinem ſechzehnten Jahre, und der Lehrer konnte leicht zwanzig Jahr älter ſeyn, als der Schüler; Sokrates war beynahe dreyßig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Muſik *βαθυγηρως ἠδη γεγονως*, als er ſchon ſehr alt war. Nun laſſe man ihn nur funfzig Jahr geweſen ſeyn, und rechne zuſammen. Müßte nicht Lamprus beynahe ein Greis von hundert Jahren geweſen ſeyn, wenn er den Sokrates in dieſem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bey dem Plato, iſt auch nichts weniger zu ſchließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er ſpricht nicht von jungen Leuten, die noch itzt ſchlechter unterrichtet würden, als er; er redet von ſchon gebildeten Rednern, die ſchlechter unterrichtet worden.

(ll) Lib. VI. adversus Mathematicos.

(mm) In ſeinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

Und hätte doch auch Muretus dieſe Umſtände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unſern Lamprus ſchwerlich in einer Stelle des Ariſtoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchſtaben ſeines Namens, in der etymologiſchen Bedeutung deſſelben vorkommen. Man höre ihn nur (nn). Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της ἐυδαιμονιας ἀιτια τα ἐκτος ἐιναι των ἀγαθων· ὡσπερ ἐι του κιθαριζειν λαμπρον και καλως ἀιτιφτο την λυραν μαλλον της τεχνης.* Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut *ἀιτιφντο*, aut *ἐιτις του κιθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *του κιθαριζειν Λαμπρον καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius, sed lyrae tribuendum esse contendat. So ſinnreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflüßig iſt ſie auch. Denn warum ſoll hier *λαμπρον* der Name eines Muſikers ſeyn? Weil er es ſeyn kann? Weil auch alsdenn noch die Worte einen Sinn behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müſſen, daß *κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, keinen Sinn, oder wenigſtens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt ſeyn, daß *λαμπρος* auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt geſagt werde? Freylich, wenn man *λαμπρον* hier bloß durch clare überſetzt, wie es ſo wohl P. Victorius, als Lambinus thut (oo), ſo ſcheinet *λαμπρον κιθαριζειν* mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſeyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrücken; und *λαμπρον κιθαριζειν* in dieſem Sinne, rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäßigen

(nn) Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

(oo) Und wie es Muretus ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten Interpretatione graecor. locorum thut.

Stimmung und der Geſchicklichkeit des Griffs beyzumeſſen. Doch das alles iſt mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bey dem Ariſtoteles *του κιθαριζειν Λαμπρον καλως* hieße: würde man nicht annehmen müſſen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Ruffes ſtehenden Künſtler, pfleget man ein dergleichen Compliment im Vorbeygehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden ſeyn, wenn er nur da noch gelebt hätte, als Ariſtoteles gebohren ward. Wie wäre dieſer auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehöret hatte?

Das waren alſo zwey Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darinn gefunden hat. Hier ſind zwey andre in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beyde aus dem Athenäus. Die eine ſtehet gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwehnet: *Εν δε τω Μενεξενω ου μονον Ιππιας ὁ Ηλειος χλευαζεται, ἀλλα και ὁ Ραμνουσιος Αντιφων, και ὁ μουσικος Λαμπρος.* Allein *Λαμπρος χλευαζεται*; das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Denn ſpottet man denn gleich eines Künſtlers, wenn man ſagt, daß ein anderer über ihn iſt?

Aus der zweyten Stelle des Athenäus (pp) erſiehet man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat, und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Desgleichen, daß der Komödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stücke angeſtochen habe, wo er die Kibitze ſeinen Tod beklagen laſſen: *Υδροποτης δε ἠν και Λαμπρος ὁ μουσικος, περι ου Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, ἐν οἱσι Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιζης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾠδου.* Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stück ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροι*, die Kibitze geheiſſen. Ich ziehe nehmlich *ἐν οἱσι* auf *λαρους*, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus (oder

(pp) Lib. II. p. m. 44.

ein Stück wenigſtens[1] davon), den der Dichter die Kibitze über den Tod des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene anapäſtiſche[2] Zeilen zu ſeyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weis zwar wohl daß weder Dalechampius in ſeiner Ueberſetzung, noch Caſaubonus in ſeinen vortrefflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben ſcheinen. Ich weis auch, daß unter den Stücken welche Suidas (qq) dieſem Dichter zueignet, ſich keines dieſes Namens befindet; daß auch Meurſius (rr), welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführet gefunden, keine λαρους aufgetrieben hat. Aber dem ohngeachtet kann ich Recht haben; denn, wie geſagt, ich wüßte nicht, auf was ἐν ὀισι anders gehen könnte, als auf λαρους. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unſerm Lamprus giebt, ſcheinen, auſſer von ſeinem Waſſertrinken, von ſeinem Alter und ſeinen allzutraurigen Melodieen hergenommen zu ſeyn. Er heißt, der klägliche Virtuoſe, das Gerippe der Muſen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch dieſe Bedeutung, wie bekannt, hat ὑμνος. Wenn aber Muretus, an dem angezogenen Orte, ſagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium fuisse ait etc. ſo hat Muretus die Zeiten ſchändlich verwechſelt. Ein alter Cithariſte war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunſt. *Οι τ' ἀν Κιθαριζαι, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἀν οἱ νεοι μηδεν κακουργωσι*, ſagt Plato (ss).

(qq) *Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμωδιας. — Δραματα δε ἀυτου ἐσι ταυτα· Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμασαι, Σατυροι, Τραγωδοι, ἡ Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυσης, Ποαζριαι.* Die Worte des Suidas, *δραματα δε ἀυτου ἐσι ταυτα*, folgende Stücke ſind von ihm, wollen aber eben nicht ſagen, daß er ſonſt keine gemacht habe. Und wenn ſie es auch ſagten, ſo hat Suidas in ähnlichen Fällen ſchon mehr als einmal geirret. Von dem Eupolis z. E. ſagt er: *ἐδιδαξε δραματα ιζ'*. Und Meurſius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

(rr) Bibl. Attica Lib. V.

(ss) Im Protagoras.

[1] wenigſten [1790] [2] anapäſtiſchen [1790]

Dieſen zwey Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine [illegible] aus dem Plutarch (tt) beyfügen, wo eines lyriſchen Dichters, [illegible] Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Muſik[1] mit der Dichtkunſt ſtand, wird ſich nicht lange bedenken, ihn für unſern Lamprus zu halten. Seine Lieder ſtehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων ὁσοι των λυρικων ἀνδρες ἐγενοντο ποιηται κρουματων ἀγαθοι*, in einer Reihe.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminiſchen Siege — Nach einigen, nackt und geſalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν Ἀθηναιων περι τροπαιον ὀντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιανιζουσιν των ἐπινικιων ἐξηρχε.* Und Athenäus (uu): *Σοφοκλης δε προς τω καλος γεγενησθαι την ὡραν, ἡν και ὀρχησικην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὡν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· ὁι δε ἐν ἱματιῳ φασι.*

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht [illegible] Jahr. Denn es war das erſte Jahr der fünf und [illegible] Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freyheit den Untergang [illegible] Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen, und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht [illegible] Endlich, als Leonidas und ſeine Spartaner bey Thermopylä [illegible] Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von [illegible] überſchwemmet und verheeret war, als ſie ihm ihr Attica [illegible] Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, [illegible] ſahen, zwang ſie die äuſſerſte Noth zu dem Entſchluſſe: [illegible] *παρακαταθεσθαι τη Ἀθηνᾳ τη Ἀθηναιων μεδεουσῃ [illegible] ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν εἰς τας τριηρεις, παιδας [illegible] κας και ἀνδραποδα σωζειν ἑκαστον ὡς δυνατον.* [illegible] Kind überſetzen in dieſer Stelle des Plutarch [illegible]

(tt) In ſeiner Abhandlung von der Muſik.
(uu) Lib. I. p. m. 20.
(xx) Im Leben des Themiſtokles.

[1] die Poeſie [1790]

ἡλικια nicht zum beſten durch juventus, junge Mannſchaft. Denn es iſt hier στρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegesdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das ſechzigſte Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwanzigſten Jahre. Denn ob ſie ſchon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι (yy). In dem zwanzigſten legten ſie erſt den Eid ab, ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου της θρεψαμενης.

Unter dieſer ſtreitbaren Mannſchaft konnte unſer Sophokles alſo noch nicht ſeyn, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, ſo gut wie ſie konnten, in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis, und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn itzt nicht eher in Troezene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchickten? Οἱ πλειστοι των Αθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσια, δυο ὀβολους ἑκαστῳ διδοντες, και της ὁπωρας λαμβανειν τους παιδας ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ ἀυτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus ſagt es ausdrücklicher, daß Troezene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſey, ſondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geſchickt hätten (zz): Ενθαυτα οἱ μεν πλειστοι ἐς Τροιζηνα ἀπεστειλαν (τα τεκνα και τους οἰκετας), οἱ δε ἐς Αιγιναν, οἱ δε ἐς Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach dieſem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Inſel gebohren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles, ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bey einer ſo glorreichen Feyerlichkeit zu ſeyn: προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte

(yy) Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.
(zz) Herod. libr. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.

Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem zweyten Jahre der ein und ſiebzigſten, als in dem dritten der drey und ſiebzigſten Olympias gebohren worden. Als ein Kind von ſechs Jahren würde er vielleicht zu Troezene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph iſt der einzige, der dieſes ſagt: *Παρ' Αισχυλῳ την Τραγῳδιαν ἐμαθεν.* Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kann; ob es ſich viel weiter als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtreckt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeſchylus geben konnte, da noch ſo wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Tragödie, mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. *Εφη δε Αισχυλος μειραχιον ὀν καθευδειν ἐν ἀγρῳ φυλασσων ϛαφυλας, και ὀι Διοννσον ἐπιϛαντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἠν ἡμερα, πειθεσθαι γαρ ἐθελειν, ῥᾳϛα ἠδη πειρωμενος ποιειν·* erzehlet (aaa) Pauſanias. Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzehlung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Aeſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudiret, ſondern ſich durch einen gewaltigen, und gleichſam unwillkührlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und dem ohngeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigſtens nachher darüber nachgedacht, und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Aeſchylus gemacht

(aaa) Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.[1]

[1] [genauer] p. 49.

hat. Σοφοκλης, heißt es bey dem Athenäus (bbb), ὠνειδιζεν ἀντῳ, ὁτι ἐι και τα δεοντα ποιει, ἀλλ᾽ ὁυκ ἐιδως γε. „Was „Aeſchylus mache, gerathe ihm zwar, ſey zwar gut; allein er wiſſe „ſelbſt nicht warum es ihm gerathe, warum es gut ſey.“ Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beybringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heiſſen muß, von dem wir nichts gelernet haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel die ich von der Unfähigkeit des Aeſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſeyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung (I) einen andern, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarchs, πως ἀν τις ἀισθοιτο ἑαυτου προκοπτοντος ἐπ᾽ ἀρετῃ; woraus man ſeinen Wachsthum in der Tugend ſchließen könne? Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen ἡ περι τους λογους μεταβολη, die Veränderung des Geſchmacks an den verſchiednen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieben ſich in dunkele Zänkereyen; die meiſten ſtürzen ſich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bey reifferm und geſundern Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußtapfen, mit dem Aeſopus zu reden, mehr hineinwerts als hinauswerts gehen. Nun fährt Plutarch fort: Ωςπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, ἐιτα το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης, τριτον ἡδη το της λεξεως μεταβαλλειν ἐιδος, ὁπερ ἐςιν ἡθικωτατον και βελτιςον· ὁυτως ὁι φιλοσοφουντες, ὁταν ἐκ των πανηγυρικων και κατατεχνων, ἐις τον ἀπτομενον ἠθους και παθους λογον μεταβωσιν, ἀρχονται

(bbb) Lib. I. p. m. 22.

την ἀληθη προκοπην και ἀτυφον προκοπτειν (ccc). Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse (ddd), deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet et est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht critiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarchs iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte *Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον* ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylanders, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie, geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Komödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder, gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und

(ccc) Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citiret ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae graecae, führet unter *κατατεχνος* verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adul. ab amico ſtünden.

(ddd) Was accidisse hier heißen könne, begreiffe ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurtſchen Ausgabe von 1620.

das Wort κατασκευη. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirret. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorick, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της ἀντου κατασκευης, lieſet er nehmlich το πυκνον; und überſetzt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freylich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande, nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdenn dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης,) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (τον Αισχυλον ὀγκον) nennet, ziemlich auf eines hinauslauffen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäuffige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ὀγκον — ἐιτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποιϊα, σκευοποιηματα, dieſe Wörter bgreiffen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt (eee), σκευοποιϊας ἠψατο, ἐικασμενης τοις των ἠρωων ἐιδεσιν. Er war, wie Horaz ſagt:

— — personae pallaeque repertor honestae,
— — et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen, ſehr weit ging, und das Schreckliche darinn nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare

(eee) Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. cap. 6.

aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſahe man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Grifons,
Hippocentaures et Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons etincelans d'eclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture (fff).

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht blos in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skevopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της ἀντου κατασκευης nennet. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und ſie iſt ungleich heller. Indem Aeſchylus den Ausdruck der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verſtieg er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeſchylus gern ſo ſchrecklich als möglich ſeyn wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schrecken erregten; und dieſes war der zweyte Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reiſſen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſeyn; er iſt ſchrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skevopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des Sophokles zum Aeſchylus nicht ſo wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß ihm ſein Gedächtniß mehr als einen

(fff) Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

übeln Streich gespielet hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug gewesen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles sagt, von dem Euripides hätte sagen sollen? Ich will die Gründe dieser meiner Besorgniß vorlegen. — *Σοφοκλης ἐλεγε*, schreibt Plutarch; „Sophokles hat gesagt." Wo hat er es gesagt? Hat er es in einem von seinen Werken gesagt? Und welches ist das Werk, wo er dieses nicht eben allzubescheidne Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch gewesen seyn, welches er über den Chorus geschrieben hat, und dessen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er so mancherley an dem Aeschylus auszusetzen hatte, wie ist sein obiger Ausspruch von diesem seinen Vorgänger, *ὁτι τα δεοντα ποιει* (ggg), damit zu vergleichen? Wie ist die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beständig gegen diesen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er sich selbst geschmeichelt, so vieles nach dem Aeschylus in der tragischen Dichtkunst verbessert zu haben, würde er nicht geneigt gewesen seyn, sich weit über ihn zu setzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Aristophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeschylus den tragischen Thron besaß, wie bezeigte er sich gegen ihn?

— — — *Εκυσε μεν Αισχυλον,*
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν ἀυτῳ του θρονου (hhh).

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab sich des Thrones völlig. Man sage nicht: das ist die Erdichtung eines Komödienschreibers. Dieser Komödienschreiber konnte von den wahren Gesinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet seyn, und durfte itzt seine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß einrichten. — Aber dieß alles sind die geringste Gründe meines Verdachts. Die wichtigsten sind diese: Anfangs, daß die zwey erstern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeschylus abgegangen ist, sich nicht bloß eben so wohl, sondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles sagen lassen; und

(ggg) Bey dem Athenäus. Man sehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 52.[1]

(hhh) Aristophanes in den Fröschen Zeile 800 u. f.

[1] [Seite 318 dieser Ausgabe]

hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, sich fast nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht sagen läßt.

Es ist wahr, Sophokles hat sich der Schwulst des Aeschylus nicht schuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer stark und erhaben; da sich Euripides hingegen so weit von dem Aeschylus entfernte, daß er nicht selten gemein und schwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Aristides für mich die Gewähr leisten mag. *Ορω δε τοι και περι την τραγῳδιαν*, sagt er in seiner zweyten antiplatonischen Rede (iii), *Αισχυλον μεν αἰτιαν ὀυ σχοντα ὡς εἰσαγαγοι λαλιαν· ὀυδε τον ἡδιζον εἰπειν Σοφοκλεα, ὀυδαμου ταυτ᾽ ἀκουσαντα, ὡς ἐπηρεν Αθηναιους λαλειν, ὀτι ὀιμαι της σεμνοτητος, ὡς ὀιον τε μαλιζα, ἀντειχοντο, και κρειττονα ἡ κατα τους πολλους τα ἠθη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν ἀυτους ἐᾳσαι καταιτιαθεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es ist ferner wahr, Sophokles hat sich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maschinen, weniger und bescheidner bedienet, als Aeschylus. Er hat sich aber doch sonst der Skevopöie sehr beflissen, und wie man in der Anmerkung (N) sehen wird, verschiedenes darinn erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieses nicht sagen; es ist vielmehr ein sehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatralischen Putz zu sehr vernachläßiget habe.

Καλλως εικος τους Ημιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμου χρησως καταδειξαντος διελυμηνω σν·

sagt Aeschylus bey dem Aristophanes (kkk) zu ihm. Denn er scheute sich nicht, Könige und andere vornehme Personen in elenden und zerrissenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich itzt nicht untersuchen. Genug daß dieses offenbar einer von den Fällen ist, wo er *το κατατεχνον της κατασκευης* ganz bey Seite gesetzt hat. Das *μικρον* derselben, wodurch Aeschylus das Schrecken zu befördern suchte, war ohnedem seine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: *τριτον ἡδη το της λεξεως μετα-*

(iii) *Υπερ των τεσσαρων.* p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.
(kkk) In den Fröschen Zeile 1092 u. f.

βαλλειν εἰδος, ὁπερ ἐξιν ἠθικωτατον και βελτιζον. Sophokles soll den ganzen Charakter der Rede umgeschaffen, und ihn, so viel möglich, sittlich und moralisch gut gemacht haben? Das sieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verstand seine Kunst viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im geringsten darum, ob sie lehrreich und erbaulich sprechen. Aber darum bekümmerte sich Euripides wohl. Er, von dem Cicero (lll) sagt: ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian (mmm) sententiis densus, et in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon (nnn) sagt: *ὁτι παρα καιρον ἀυτῳ Εκαβη φιλοσοφει.* Und welche Person ist bey ihm nicht so eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Ansehen nach muß Euripides, anstatt des Sophokles bey dem Plutarch gelesen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurück geben wird. „Wenn Euripides das gesagt „hat, wo hat er es gesagt?" Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides sagt es bey dem Aristophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröschen. — Man kennet den komischen Streit, den Aeschylus und Euripides daselbst vor dem Bacchus halten. Und hier ist die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides sagt zu seinem Gegner (ooo):

Αλλ᾽ ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον ἐυθυς[1]
Οιδουσαν ὑπο κομπασματων, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτιζον ἀυτην, και το βαρος ἀφειλον·

(lll) Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es ist aber hier nicht M. T. Cicero, sondern der Bruder Quintus Cicero zu verstehen; denn in dieses Briefe an den Tiro stehen die angeführten Worte. Gyraldus irret sich also, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) schreibt: Verum et noster *Marcus Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

(mmm) Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

(nnn) In s. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.

(ooo) Zeile 970 u. f.

[1] *τοπρωτον μεν ἐυθυς* [1790]

Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους ϛωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie von dem Aeſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmet? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bey dem Plutarch rühmet? Die Abſchaffung des Schwulſts. Und man kann auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; *τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον.* Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Diſputationes, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, *χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων*, dazu nimmt, was iſt dieſes anders, als des Plutarchs *ειδος ἠθικωτατον και βελτιϛον της λεξεως*? Er ſcheinet ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; denn ſo wie hier das *ἠθικωτατον* von *ἀπ᾽ ἠθων* entlehnt zu ſeyn ſcheinet (ppp), ſo iſt das *βελτιϛον* aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſtehet, genommen. Aeſchylus fragt nehmlich den Euripides (qqq)

— *Τινος ὁυνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;*

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε[1] *ποιουμεν*
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldiget wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumet habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführet, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.)

Und hierinn, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. *Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο·* merkt jener unter dem

(ppp) Wegen dieſer Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus *ἀπ᾽ ἠθων* ein einziges Wort *ἀπηθων* (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtathius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 974ten Vers.

(qqq) Zeile 1040 u. f.

[1] *τε* [fehlt 1790]

zweyten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an (rrr). Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nehmlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bey: Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünf und zwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, und ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzehlt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: *Εφ᾽ ᾧ και μαλιϛα προϛ ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ᾽ ἐις μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κριϛιν ὀνομαϛην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Αφεψιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας ὀυϛης και παραταξεως των θεατων, κριτας μεν ὀυκ ἐκληρωϛε του ἀγωνος· ὡϛ δε Κιμων μετα των ϛρατηγων προελθων ἐις το θεατρον ἐποιηϛατο τῳ θεῳ τας νενομιϛμενας ϛπονδας, ὀυκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ᾽ ὁρκωϛας, ἠναγκαϛε καθιϛαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαϛον.* Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bey, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deswegen „ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten „Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich auch „Sophokles befand, der damals noch jung war, und dabey ſein „erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon getrauete ſich „nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchickteſten Dichter den Preis „zuerkennen ſollten, weil er ſahe, daß die Zuſchauer bald für dieſen, „bald für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem „den Preis zuerkannt wiſſen wollten. Er lies deswegen den Cimon, der „auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele das „gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldherren nicht eher[1]

(rrr) Seite 167 des griechiſchen Textes, benannter Ausgabe.

[1] nicht wieder [Kind]

„weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn „Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer „Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ — In dieſer Stelle ſind zwey Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilet wenigſtens Samuel Petit, deſſen Critik ich anführen muß (sss): Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimae quartae. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenis Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropaea, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum *ἀντι του Αφεψιων* scribendum est *Δημοτιων*,[1] aut quod verius puto, legendum est *ἀνεψιος ὁ Αρχων*. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis praetorem, mutavit *ἀνεψιος* in *Αφεψιων*. Dieſe Critik iſt ſo ſeichte, ſo nüchtern, und ich habe

(sss) Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

[1] *Δημοτιων*, [Petit] *Διμοτιων*, [1790]

so viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen soll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wissen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepsion Archon gewesen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerspiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieses Jahr falle. — Ich will diese Gründe vors erste gelten lassen. Gut; was also? — Folglich müsse entweder anstatt Aphepsion, Demotion gelesen werden, oder, welches am wahrscheinlichsten sey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, sondern bloß geschrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sopho„kles Geschwisterkind war." (ttt) — Ich betrachte also dieses Wahrscheinlichste zuerst. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt ist, deswegen will er die Richter nicht durch das Looß ernennen lassen? So war das Looß nicht die unpartheyischste Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Besten seines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausspruch zu thun. Mit diesen also konnte er nichts abgeredet, diese konnte er nicht bestochen haben? Aber er lies sie schwören. Was thut das? Auch die welche durch das Looß wären ernennet worden, hätten vorher schwören müssen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu urtheilen. Denn diesen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte sich also der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter gewesen wäre, eben durch dieses ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelassen hätte. Endlich lese man doch nur einen Augenblick so, wie Petit will gelesen haben: *Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν ὀυκ ἐκληρωσε του ἀγωνος·* und sage, ob ein Schriftsteller, der sich der Genauigkeit nur im geringsten befleißiget, so schreiben würde? „Denn da der junge Sophokles sein erstes Stück dabey „aufführte, so wollte der Vetter Archon ꝛc." Wessen Vetter? Wenigstens würde das Pronomen relativum fehlen; wenn es der Schrift-

(ttt) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichste Bedeutung. Denn eigentlich ist es so viel als Neffe, des Bruders oder der Schwester Kind. Und einen Archon in diesem Verstande zum ἀνεψιος eines jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit seyn.

steller nicht gar für nöthig erachtet hätte, sich lieber so auszudrücken: „so wollte der Archon, der, oder weil er sein Vetter war ꝛc.“ — Nichts kann deutlicher seyn; und so wende ich mich zu der andern vorgeschlagnen Veränderung. Wir sollen anstatt Aphepsion, Demotion lesen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieses Archon fällt. Aber auch hier vermisse ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er sich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimons, die er in dem dritten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias, als Demotion Archon gewesen, verrichtet, folgendes: Cimon sey gegen die Küsten von Asien ausgeschickt worden, um den bundesverwandten Städten, so viel deren die Perser noch inne hatten, beyzuspringen. Er habe seinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch diesen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, sey er wieder zurück gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzet, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῃ δ' ὑστεραιᾳ*, fügt der Geschichtschreiber hinzu (uuu), *τροπαιον ϛησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον.* Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische Wettstreit in diesem Jahre nicht vorgefallen seyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen sey, da Cimon von Scyros, um sich zu verstärken, auf kurze Zeit wieder nach Hause kam. Doch auch dieses ist nicht wahrscheinlich; denn da Diodorus von dieser kurzen Rückreise nur sagt: *κατεπλευσεν εἰς τον Πειραιεα·* so scheinet

(uuu) Bibl. Hist. lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

es nicht, daß er sich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die diesem Hafen so gar nahe ohnedem nicht war; wenigstens würde er schwerlich mit allen seinen Nebenbefehlshabern (*μετα των συστρατηγων*) in die Stadt gekommen seyn, welcher Umstand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu passen scheinet. Und was folgt aus alle dem? Dieses, daß Petit nicht dieses Jahr des Demotion zu der Epoche des ersten Sophokleischen Trauerspiels hätten machen sollen; daß er ohne Zweifel besser gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende vierte Jahr der sieben und siebzigsten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieses gleich darauf folgenden Jahres heißt bey dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrscheinlicher, daß die Abschreiber in der Stelle des Plutarchs, *Αφεψιων* aus *Φαιδων*, als aus *Δημοτιων*[1] gemacht hätten? Der Augenschein giebt es. Doch ich habe noch einen stärkern Grund als diesen Augenschein. Plutarch selbst macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theseus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nehmlich in dem Leben dieses Helden selbst: *Μετα δε τα Μηδικα*, schreibt er gegen das Ende desselben, *Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀστα, και θεμενους ἐντιμως παρ' ἀυτοις φυλαττειν κ. τ. λ.* Nun weis ich zwar wohl, daß die Uebersetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verstanden wissen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias Archon war; sondern den Phädon, der diese Würde in dem ersten Jahre der sechs und siebzigsten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig seyn. Erstlich sagt Plutarch ausdrücklich *μετα τα Μηδικα* „nach den Persischen Kriegen." Waren denn aber die persischen Kriege unter dem Phädon der sechs und siebzigsten Olympias zu Ende? Ja, sagen die Ausleger, und unter diesen besonders Herr Kind, „denn drey Jahr vorher hatten die „Griechen unter Anführung des Pausanias bey Platea einen „völligen Sieg über die Perser erhalten, und diesem Kriege ein Ende „gemacht." Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch diesen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Persern

[1] *Δημοτιων* [1790]

befreyet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herze entwehret. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inſeln des Aegeiſchen Meeres, feſten Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſo bald ſich das Kriegsglück im geringſten für ſie erklärte, Griechenland aufs neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen erſtlichen Vorſatz, ſich dieſen Sitz der Freyheit zu unterwerffen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſieben und ſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennet dieſen Frieden zu wohl (xxx), als daß man ihn im Ver-

(xxx) In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bey dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Ueberſetzers zu verbeſſern. *Τουτο το ἐργον*, nehmlich der dreyfache Sieg des Cimon, *ὁυτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡσε συνθεσθαι την περιβοητον ἐιρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ελληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρᾳ νηϊ και χαλκεμβολῳ μη πλεειν.* Dieſes überſetzt Herr Kind: „Dieſe That de„müthigte den Stolz des perſiſchen Königs ſo ſehr, daß er den bekannten Frieden „eingieng, vermöge deſſen er ſich allezeit ein Stadium, oder einen Roß„lauf, weit vom griechiſchen Meere entfernt halten mußte, und ſich niemals mit „einem Kriegesſchiffe dieſſeit der kyaneiſchen und chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen „durfte.“ *Ἱππου δρομον* hat Herr Kind hier für *ἱπποδρομον* angeſehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläuffe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlauffen mußten, bedeutet. Er giebt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß Cimon nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt denn ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Auſſer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt meine Auslegung erfordert, kann ich ſie auch noch aus einer Stelle bey dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: *Ουτος*, Cimon nehmlich, *ἐταξε και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐκτος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονεων, και Φασηλιδος (πολις δε αὐτη της Παμφυλιας) ναυν Μηδικην μη πλειν νομῳ πολεμου· μηδε ἱππου δρομον ἡμερας ἐντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βαριλεα.* Innerhalb einem Tage: *ἡμερας ἐντος.* Ich kann nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sammler hier ausgeſchrieben hat; Küſter muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als Plutarchs, ſieht man aus den Zuſätzen, des einen

dacht haben könne, mit seinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich diese, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel, zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſo bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀπαγορευοντες προς τας στρατειας, και πολεμου μεν ὀυδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweytens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechs und ſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: ὀυκ ἐιναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη (zzz).

Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung, ἀυτονομους ἐιναι τους Ελληνας τους ἐν τῃ Ασιᾳ, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenket, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

(yyy) Plutarch im Leben Cimons.

(zzz) Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI);[1] doch ohne einen weitern Gebrauch

[1] (Cap. XXXVI); [unrichtige Korrektur Lachmanns; der „Theſeus" des Meurſius zählt in dem Druck, den Leſſing benützte (in Gronovs „Thesaurus", Band 10) überhaupt nur 31 Kapitel]

Aber wie nun? So ist das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es also zu, daß Aphepsion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler ist, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wissen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er sieht Fehler, wo keine sind; er will verbessern, wo nichts zu verbessern ist. Und das aus einer Unwissenheit, die einem Gelehrten von seiner Gattung kaum zu vergeben ist. Dieses ist meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält sich so. Es ist falsch, wenn er glaubt, daß man sonst keinen Archon, Namens Aphepsion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und siebzigsten Olympias regiert habe. Dieser Name kömmt in dem Verzeichnisse der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Insel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des so oft gedachten vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, wird von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öftrer, Aphepsion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnasseus, und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor (a), Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und sagt (b): *ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ολυμπιαδος.* Dieses Zeugniß ist so ausdrücklich, und wird, da es von einem so wichtigen Denkmale, als die Arundelschen Marmor sind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, so wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionysius und den Ungenannten nach dem Laertius, als diesen nach jenen verbessern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich ist, daß beide

davon zu machen, als daß er den Scholiasten des Aristophanes daraus verbessert, welcher nicht Pest, sondern Hungersnoth damals zu Athen seyn läßt.

(a) Oder, welches einerley ist, Apsephion; in der 72 Linie, so wie sie Jacobus Palmerius in seinen Exercitationibus, abdrucken lassen.

(b) Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepsion, während seiner Regierung gestorben ist, und der andere bis zum Ablauffe des Jahres, an des Verstorbenen Stelle gewählet worden. Was kann natürlicher seyn als diese Muthmassung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs besser zu statten kommen, als sie? Kurz; Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, in dem Leben des Theseus, Phädon; und in dem Leben des Cimon, Aphepsion nennen können. Das hätte Petit wissen sollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel seines dritten Buchs erspart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf diese meine Critik so viel eben nicht ein. Petit ist der Mann nicht, an dem man mit grossen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm lese, je williger stimme ich dem Urtheile bey, das Küster von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelschen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern sollen, daß sie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinstimmen, sondern auch in der Sache selbst, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter diesem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen sogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr gewesen sey, welches mit dem oben festgesetzten Geburtsjahre unsers Dichters, genau genug übereinstimmt. Aber wie stimmt es mit des Plutarchs *τον Σοφοκλεους ἐτι νεον* überein? Wenn man sieben bis acht und zwanzig Jahre ist, ist man doch so jung nicht mehr. Palmerius (e), der diese Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müsse voraussetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung von dem Geburtsjahre des Sophokles gewesen sey, welche das dritte der drey und siebzigsten Olympias dazu macht. Und nach dieser wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr gewesen, welches freylich jung genug ist.

(c) *Exercit. p.* 452. Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionen et Phaedonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

(d) In seinen Noten über die Frösche des Aristophanes, S. 64.

(e) Exercit. p. 202.

Ich eile zu der Anmerkung die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarchs: ἐφ᾽ ᾧ και μαλιϛα προϛ ἀυτον ἡδεωϛ ὁ δημοϛ ἐσχεν· ἐθεντο δ᾽ εἰϛ μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κριϛιν ὀνομαϛην γενομενην, überſetzt Kind „das Volk gewann ihn deswegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken „dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödien„ſpielern an.“ Wettſtreit? Κριϛιν; der Fehler iſt arg. Ἀγων, ἀγωνιϛμα würde Wettſtreit heiſſen; aber κριϛιϛ heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anders ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feyerliche Kampf wäre itzt zum erſtenmale, dem Cimon zu Ehren angeſtellet, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beybehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (f) beweiſet; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun eräugnete ſich itzt der Fall, daß die Zuſchauer auſſerordentlich uneinig waren, φιλονεικιαϛ ὀυσηϛ και παραταξεωϛ των θεατων; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Itzt kam es nicht blos darauf an, unpartheyiſche Richter zu

(f) Symposiacωn Lib. V. Quaest. 2.

haben; man wollte einsichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν ουκ ἐκληρωσε του ἀγωνος. Er dachte weiter: „hier ist Gelegenheit, dem Cimon und seinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und ist es nicht besser, daß Männer von ihrer Einsicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Personen in traurigen und verwickelten Umständen, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren sind jeder aus einem besondern Stamme; durch sie kann gleichsam das ganze Volk den Ausspruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will sie dabehalten; ich will sie nöthigen; ich will sie schwören lassen; ihr Ausspruch wird eine gewisse Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen lassen; desto besser für die Dichter; desto besser für die Zuschauer." Und wie der Archon dachte, so geschah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf diese Weise gefällt. — So verstehe ich wenigstens die Stelle des Plutarch; und es sey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor diesesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettstreite der tragischen Dichter, deren allezeit so viel gewählt wurden: so ist dieses der erste Unterschied, der sich zwischen den Richtern bey den tragischen, und den Richtern bey den komischen Wettstreiten numehr eräugnete. Denn der Richter bey den komischen Wettstreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprüchwort ἐν πεντε κριτων γονασι κειται ist bekannt, und Hesychius sagt ausdrücklich: τοσουτοι τοις κωμικοις ἐκρινον. Warum nennte Hesychius hier bloß die komischen Dichter, warum nicht die dramatischen Dichter überhaupt, wenn bey den tragischen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich gewesen wäre? Der zweyte Unterschied war dieser: bey den komischen Wettstreiten konnte jeder athenienfische Bürger durch das Loos zum Richter ernennt werden; bey den tragischen hingegen wurden nur solche Bürger zu dem Loose zugelassen, die mit zu Felde gewesen waren, und ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Ἐκρινον δε οἱ δοκιμωτατοι των στρατηγων, sagt Plutarch, wenn er von dem Wettstreite des Thessalus und Athenodorus, der zwey berühmtesten

tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet (g). Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweyten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den Fröſchen des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide, als tragiſche Dichter, ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoſſen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deswegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen: *Εξρατευμενοι γαρ ειϭι*; denn es ſind Leute, die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegesdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle: (h)

Ει δε τουτο καταφοβειϭθον, μη τις ἀμαϭια προϭη
Τοις ϭεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῥρωδειτε τουϭ᾽· ὡς ὀυκ ἐϭ᾽ ὀντω ταυτ᾽ ἐχει.
Εξρατευμενοι γαρ ειϭι·
Βιβλιον τ᾽ ἐχων ἑκαϛος μανϭανει τα δεξια.
Αι φυϭεις δ᾽ ἀλλως κρατιϛαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν ὀυν δειϭητον, ἀλλα
Παντ᾽ ἐπεξιτον, ϭεατων γ᾽ ὀυνεχ᾽, ὡς ὀντων ϭοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: *Λεξιους νομιζουϭι τους ἐξρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ϛρατειας, φιληδονους ειναι ϭυκοφαντας.* Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die Fröſche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drey und neunzigſten Olympias; das ſechs und zwanzigſte des Peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienſte nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu

(g) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.
(h) Zeile 1140 u. folg.

so viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen soll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wissen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepsion Archon gewesen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerspiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieses Jahr falle. — Ich will diese Gründe vors erste gelten lassen. Gut; was also? — Folglich müsse entweder anstatt Aphepsion, Demotion gelesen werden, oder, welches am wahrscheinlichsten sey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, sondern bloß geschrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sopho„kles Geschwisterkind war." (ttt) — Ich betrachte also dieses Wahrscheinlichste zuerst. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt ist, deswegen will er die Richter nicht durch das Looß ernennen lassen? So war das Looß nicht die unpartheyischste Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Besten seines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausspruch zu thun. Mit diesen also konnte er nichts abgeredet, diese konnte er nicht bestochen haben? Aber er lies sie schwören. Was thut das? Auch die welche durch das Looß wären ernennet worden, hätten vorher schwören müssen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu urtheilen. Denn diesen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte sich also der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter gewesen wäre, eben durch dieses ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelassen hätte. Endlich lese man doch nur einen Augenblick so, wie Petit will gelesen haben: *Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν ὁυκ ἐκληρωσε του ἀγωνος·* und sage, ob ein Schriftsteller, der sich der Genauigkeit nur im geringsten befleißiget, so schreiben würde? „Denn da der junge Sophokles sein erstes Stück dabey „aufführte, so wollte der Vetter Archon ꝛc." Wessen Vetter? Wenigstens würde das Pronomen relativum fehlen; wenn es der Schrift-

(ttt) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leiblichste Bedeutung. Denn eigentlich ist es so viel als Neffe, des Bruders oder der Schwester Kind. Und einen Archon in diesem Verstande zum ἀνεψιος eines jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit seyn.

steller nicht gar für nöthig erachtet hätte, sich lieber so auszudrücken: „so wollte der Archon, der, oder weil er sein Vetter war ꝛc.“ — Nichts kann deutlicher seyn; und so wende ich mich zu der andern vorgeschlagnen Veränderung. Wir sollen anstatt Aphepsion, Demotion lesen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieses Archon fällt. Aber auch hier vermisse ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er sich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimons, die er in dem dritten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias, als Demotion Archon gewesen, verrichtet, folgendes: Cimon sey gegen die Küsten von Asien ausgeschickt worden, um den bundesverwandten Städten, so viel deren die Perser noch inne hatten, beyzuspringen. Er habe seinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch diesen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, sey er wieder zurück gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzet, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῃ δ' ὑςεραιᾳ*, fügt der Geschichtschreiber hinzu (uuu), *τροπαιον ςησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον.* Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische Wettstreit in diesem Jahre nicht vorgefallen seyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen sey, da Cimon von Scyros, um sich zu verstärken, auf kurze Zeit wieder nach Hause kam. Doch auch dieses ist nicht wahrscheinlich; denn da Diodorus von dieser kurzen Rückreise nur sagt: *κατεπλευσεν εἰς τον Πειραιεα·* so scheinet

(uuu) Bibl. Hist. lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

dacht haben könne, mit seinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich diese, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel, zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſo bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀπαγορευοντες προς τας ϛρατειας, και πολεμου μεν ὀυδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweytens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechs und ſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: ὀυκ ἐιναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη (zzz).

Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung, ἀυτονομους ἐιναι τους Ελληνας τους ἐν τῃ Ασιᾳ, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die Ψηφισματα ἃ συνηγαγε Κρατερος, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenket, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

(yyy) Plutarch im Leben Cimons.

(zzz) Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI);[1] doch ohne einen weitern Gebrauch

[1] (Cap. XXXVI); [unrichtige Korrektur Lachmanns; der „Theſeus" des Meurſius zählt in dem Druck, den Leſſing benützte (in Gronovs „Thesaurus", Band 10) überhaupt nur 31 Kapitel]

Aber wie nun? So ist das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es also zu, daß Aphepsion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler ist, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wissen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er sieht Fehler, wo keine sind; er will verbessern, wo nichts zu verbessern ist. Und das aus einer Unwissenheit, die einem Gelehrten von seiner Gattung kaum zu vergeben ist. Dieses ist meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält sich so. Es ist falsch, wenn er glaubt, daß man sonst keinen Archon, Namens Aphepsion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und siebzigsten Olympias regiert habe. Dieser Name kömmt in dem Verzeichnisse der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Insel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des so oft gedachten vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, wird von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öftrer, Aphepsion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnasseus, und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor (a), Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und sagt (b): ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieses Zeugniß ist so ausdrücklich, und wird, da es von einem so wichtigen Denkmale, als die Arundelschen Marmor sind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, so wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionysius und den Ungenannten nach dem Laertius, als diesen nach jenen verbessern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich ist, daß beide

davon zu machen, als daß er den Scholiasten des Aristophanes daraus verbessert, welcher nicht Pest, sondern Hungersnoth damals zu Athen seyn läßt.

(a) Oder, welches einerley ist, Apsephion; in der 72 Linie, so wie sie Jacobus Palmerius in seinen Exercitationibus, abdrucken lassen.

(b) Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepsion, während seiner Regierung gestorben ist, und der andere bis zum Ablauffe des Jahres, an des Verstorbenen Stelle gewählet worden. Was kann natürlicher seyn als diese Muthmassung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs besser zu statten kommen, als sie? Kurz; Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, in dem Leben des Theseus, Phädon; und in dem Leben des Cimon, Aphepsion nennen können. Das hätte Petit wissen sollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel seines dritten Buchs erspart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf diese meine Critik so viel eben nicht ein. Petit ist der Mann nicht, an dem man mit grossen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm lese, je williger stimme ich dem Urtheile bey, das Küster von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelschen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern sollen, daß sie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinstimmen, sondern auch in der Sache selbst, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter diesem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen sogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr gewesen sey, welches mit dem oben festgesetzten Geburtsjahre unsers Dichters, genau genug übereinstimmt. Aber wie stimmt es mit des Plutarchs τον Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man sieben bis acht und zwanzig Jahre ist, ist man doch so jung nicht mehr. Palmerius (e), der diese Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müsse voraussetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung von dem Geburtsjahre des Sophokles gewesen sey, welche das dritte der drey und siebzigsten Olympias dazu macht. Und nach dieser wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr gewesen, welches freylich jung genug ist.

(c) *Exercit. p.* 452. Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionen et Phaedonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

(d) In seinen Noten über die Frösche des Aristophanes, S. 64.

(e) Exercit. p. 202.

Ich eile zu der Anmerkung die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarchs: *ἐφ᾽ ᾧ και μαλιϛα προϛ ἀυτον ἡδεωϛ ὁ δημοϛ ἐσχεν· ἐϑεντο δ᾽ εἰϛ μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην*, überſetzt Kind „das Volk gewann ihn deswegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken „dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödien„ſpielern an.“ Wettſtreit? *Κρισιν*; der Fehler iſt arg. *Αγων, ἀγωνισμα* würde Wettſtreit heiſſen; aber *κρισις* heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anders ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feyerliche Kampf wäre itzt zum erſtenmale, dem Cimon zu Ehren angeſtellet, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beybehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (f) beweiſet; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun eräugnete ſich itzt der Fall, daß die Zuſchauer auſſerordentlich uneinig waren, *φιλονεικιαϛ ὀυσηϛ και παραταξεωϛ των ϑεατων*; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Itzt kam es nicht blos darauf an, unpartheyiſche Richter zu

(f) Symposiacωn Lib. V. Quaest. 2.

haben; man wollte einsichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν ουκ εκληρωσε του αγωνος. Er dachte weiter: „hier ist Gelegenheit, dem Cimon und seinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und ist es nicht besser, daß Männer von ihrer Einsicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Personen in traurigen und verwickelten Umständen, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren sind jeder aus einem besondern Stamme; durch sie kann gleichsam das ganze Volk den Ausspruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will sie dabehalten; ich will sie nöthigen; ich will sie schwören lassen; ihr Ausspruch wird eine gewisse Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen lassen; desto besser für die Dichter; desto besser für die Zuschauer." Und wie der Archon dachte, so geschah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf diese Weise gefällt. — So verstehe ich wenigstens die Stelle des Plutarch; und es sey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor diesesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettstreite der tragischen Dichter, deren allezeit so viel gewählt wurden: so ist dieses der erste Unterschied, der sich zwischen den Richtern bey den tragischen, und den Richtern bey den komischen Wettstreiten numehr eräugnete. Denn der Richter bey den komischen Wettstreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprüchwort εν πεντε κριτων γονασι κειται ist bekannt, und Hesychius sagt ausdrücklich: τοσουτοι τοις κωμικοις εκρινον. Warum nennte Hesychius hier bloß die komischen Dichter, warum nicht die dramatischen Dichter überhaupt, wenn bey den tragischen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich gewesen wäre? Der zweyte Unterschied war dieser: bey den komischen Wettstreiten konnte jeder athenienſische Bürger durch das Loos zum Richter ernennt werden; bey den tragischen hingegen wurden nur solche Bürger zu dem Loose zugelassen, die mit zu Felde gewesen waren, und ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Εκρινον δε οι δοκιμωτατοι των στρατηγων, sagt Plutarch, wenn er von dem Wettstreite des Thessalus und Athenodorus, der zwey berühmtesten

tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet (g). Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweyten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den Fröſchen des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide, als tragiſche Dichter, ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoſſen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deswegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen: *Εξρατευμενοι γαρ εἰσι*; denn es ſind Leute, die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegesdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle: (h)

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προσῃ
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀρρωδειτε τουθ᾽· ὡς ὀυκ ἐθ᾽ ὀντω ταυτ᾽ ἐχει.
Εξρατευμενοι γαρ εἰσι·
Βιβλιον τ᾽ ἐχων ἑκαξος μανθανει τα δεξια.
Αι φυσεις δ᾽ ἀλλως κρατιξαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν ὀυν δεισητον, ἀλλα
Παντ᾽ ἐπεξιτον, θεατων γ᾽ ὀυνεχ᾽, ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: *Δεξιους νομιζουσι τους ἐξρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ξρατειας, φιληδονους ἐιναι συκοφαντας.* Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die Fröſche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drey und neunzigſten Olympias; das ſechs und zwanzigſte des Peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienſte nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu

(g) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.
(h) Zeile 1140 u. folg.

geben (i). Endlich waren sie wieder einmal glücklich, und schlugen die feindliche Flotte bey den Arginusischen Inseln (k). Nun stelle man sich vor, daß das Theater, als die Frösche kurz darauf gespielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginusischen Sieg mit erfechten helffen, und itzt auf nichts mehr stolz waren, als daß sie da sitzen durften, wo sie sassen. Konnte sich ein Aristophanes wohl enthalten, über solche Zuschauer ein wenig zu spotten? Er nennet sie: (l)

— πολυν — λαων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καθηνται·

„ein grosses Volk aus verschiednen Völkern, unter dem es Kenner zu „Tausenden giebt." Und diese Kenner sind noch dazu mit im Kriege gewesen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragischer Wettstreite zu seyn? Es ist zwar nicht lange, daß diese Herren noch zu dem nichtswürdigsten, dümmsten Pöbel gehörten; aber

— — ὀυκ ἐϑ᾽ ὁντω ταυτ᾽ ἐχει·
Εϱατευμενοι γαϱ εἰσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht; ein Kriegszug hat ihnen Verstand gegeben. Doch nein; sie hatten von Natur schon Verstand genug; und im Kriege haben sie ihn nur mehr ausgeschliffen.

Αι φυσεις δ᾽ ἀλλως κϱατιϛαι,
Νυν δε και παϱηκονηνται.

Die von Natur, nur eine Komödie hätten beurtheilen können; können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil sie Soldaten gewesen sind. (m)

(i) Diodorus Siculus bey dem Anfange dieses Jahres: *Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι πεϱιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι.* Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

(k) Die Allgemeine Welthistorie (Th. V. S. 380) sagt: „bey Argi„nusae,[1] einem Platze Lesbos gegenüber" das heißt sich von Inseln sehr unrichtig ausdrücken.

(l) Zeile 687. 88.

(m) Wer den Aristophanes ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieser Stelle, so wie ich sie auslege, finden. Wenn ich unterdessen meiner Sache nicht sehr gewiß wäre, so würde mich das Ansehen eines gelehrten Mannes, der

[1] nach Arginusae, [Allgemeine Welthistorie] bey Argenusae, [1790]

Was die Philologen von den dramatischen Richtern der alten Griechen gesammelt haben, ist ein sehr weniges; und ich finde nicht,

hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nehmlich die neueste Ausgabe unsers komischen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der zweyte, besorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, *ἐστρατευμενοι γαρ εἰσι*, bloß durch nam exercitati sunt übersetzet. Er gehet also von der eigentlichen Bedeutung des Worts *στρατευομαι* ab; ohne Zweifel weil er die feine Spötterey nicht einsah, und daher nicht begreiffen konnte, wie es im Ernste folge, daß die Zuschauer deswegen nicht mehr unwissend seyn sollten, weil sie mit im Kriege gewesen wären. Ich zweifle aber sehr, ob man *στρατευομαι* in dieser figürlichen passiven Bedeutung finde, da es blos geübet werden heisse. Der Scholiast, dessen Worte ich angeführt habe, ist ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht seyn kann, daß Berglern eben derselbe Scholiast verführt hat. Denn über die nächst vorhergehenden Worte *ὀυκ ἐϑ' ὀυτω ταυτ' ἐχει* macht er folgende Glosse: *ὡς των Ἀθηναιων προτερον ὀυχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις σοφισμοις.* Bergler hat also geglaubt, daß das folgende *ἐστρατευμενοι* hier durch *γεγυμνασμενοι* erklärt werde; und hierinn hat er sich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verschiedene Stellen in den Fröschen aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umstände in Athen weit besser zu erklären sind, als es den alten und neuern Auslegern sie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze Parabasis des Chors zu Ende des zweyten Aufzuges, auf die unglücklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienser den Proceß machten, weil sie die Leichname der in dem Arginusischen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben lassen können. Die vornehmsten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabey weniger zur Last legen konnte, waren ohne Zweifel für *ἀτιμοι*, für unehrlich erkläret worden. Dieser Unehrlichen nun, nimmt sich Aristophanes hier besonders an. Wenn man das weis, so wird man sich nicht lange besinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiasten daselbst eigentlich zu lesen sey. Aristophanes gedenkt nehmlich eines gewissen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuschreiben scheinet. Die Scholiasten können sich nicht vergleichen, was für ein Phrynichus hier gemeinet sei. Einer von ihnen aber sagt: *ἐγενετο δε στρατηγος, ἐφ' ὀυ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο.* Nun hat Suidas an zwey verschiednen Orten diese Stelle des Scholiasten ausgeschrieben; unter *Φρυνιχος* nehmlich und unter *παλαισμα*. Allein unter *Φρυνιχος* hat er anstatt *τραγικων, στρατηγων* gelesen. Welches von beiden ist nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von tragischen Dichtern gehöret, die unehrlich geworden wären? Was konnten tragische Dichter begehen, diese Strafe zu verdienen? Wenn es noch komische gewesen wären. Aber unglücklicher Feldherren gedenkt die Geschichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erkläret sich Küster in seiner Ausgabe des

siebzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sop
kles (q); und da in eben diese Olympias, und zwar in das
Jahr, wie wir gesehen haben, auch das erste Trauerspiel desselben
so ist der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerspiele eines

So ungezwungen sich dieses ergiebt, so sehr hat mich di
merkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Pli
macht. Er schreibt nehmlich: Egit ergo Sophocles eam fa
Olymp. LXXXVIII anno quarto, aetatis suae vicesimo, si
credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno
Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis condita
Vors erste weis ich nicht, wie Harduin sagen kann, Aler
sey in der hundert und zwanzigsten Olympias gesto
Josephus (r) ausdrücklich sagt: *Αλεξανδρον δε*[1] *τεθναναι*
ὁμολογουσι ἐπι της ἑκατοστης τεσσερεσκαιδεκατης Ολυ
Vors zweyte würden hundert und fünf und vierzi
von der hundert und zwanzigsten Olympias zurückgered
die acht und achtzigste sondern die drey und achtzigste
geben. Vors dritte würde Sophokles in der acht und
sten Olympias, nach dem Suidas nicht zwanzig, sond
sechzig Jahre gewesen seyn; denn nach dem Suidas ist
dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias
Und man glaube ja nicht, daß alle diese Unrichtigkeiten v
der besondern Berechnung des Plinius (Pliniano calcul
könnten. Diese besondere Berechnung des Plinius betri
Jahr nach Erbauung[2] der Stadt Rom, welches ihn H
das vierte der neunten Olympias setzen läßt, anstatt
der gemeinen Rechnung in das vierte der sechsten
also in der Anmerkung des Harduins nicht alle Zahl
sind,[3] so muß er gar nicht nachgeschlagen, gar nicht ger

(q) Fabricius macht in dem Verzeichnisse der verlornen
Sophokles, unter *Τριπτολεμος* eben diese Berechnung, aber oh
für das erste Trauerspiel desselben etwas daraus zu schliessen.

(r) Lib. I. contra Appionem.

[1] *δε* [Josephus] *τε* [1790] [2] [vielleicht verdruckt statt] das Jahr der
Folgende verschrieben statt] welche ihn Harduin ..... anstatt daß sie
zweibändige Folioausgabe von Paris 1723; die fünfbändige Quartausgabe
S. 455) weist die richtigen Zahlen der 77. und 114. Olympiade, aber auch sonst
von dem oben angeführten Texte auf.

Die Anmerkung welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque prae caeteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchlieſſen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück lauffe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſenti davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: *Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ἰδιαν ἰσχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο.* Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene groſſen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwey Beyſpielen ſchlieſſen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nehmlich lies er ſich auf der Cither hören; und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris lies er ſich auf der Cither hören. Athenäus (s): *τον Θαμυριν διδασκων ἀυτος ἐκιθαρισεν.* Und der ungenannte Biograph: *φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀναλαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν.* Thamyris war jener Thraciſche Virtuoſe (*), der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten

(s) Lib. I. p. m. 20.

(*) *Κεινῳ σοφιῃ Θρηκι*, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele Rheſus von ihm. Z. 924.

eine so ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuschauer die finstere Helfte zu sehen bekam. Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer, ein verändertes Gesicht zeigen mußten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechseln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in diesem Falle war, und die Worte des Pollux sind erklärt. Itzt war Thamyris noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Helfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich so geschickt, daß plötzlich die Zuschauer die andere Helfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα, ist hier nichts anders als ein Auge, das mit einem Γλαυκωμα behaftet scheinet; und Glaukoma, wie bekannt, ist diejenige Krankheit des Auges, welche unsere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichste und augenscheinlichste Zeichen der Blindheit, welches die Skevopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris also lies er sich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph setzt hinzu: ὀθεν και ἐν τη ποικιλη ϛοᾳ μετα κιθαρας ἀυτον γεγραφθαι φασι; „daher sey er, wie man sagt, in „der Stoa Poecile mit der Cither gemahlt worden.“ Was diese Stoa für ein Gebäude gewesen, wie sie vorher geheissen, wo sie gestanden (aa), das ist gnugsam bekannt. Sie hatte ihren Beynahmen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen sie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte (bb). Diese Gemälde

(aa) Menage *(In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm. 5.)* merkt aus dem Lucian an, daß diese Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieser Bemerkung, die Verse des Melanthius beym Plutarch (im Leben Cimons S. 481.) daraus zu erläutern, wo gesagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

— — — Θεων ναους ἀγοραν τε
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeschmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausschmücken könne, ist nicht wohl zu begreiffen. Es sind also hier die öffentlichen Gebäude auf diesem Marktplatze, und besonders die gedachte Stoa zu verstehen.

(bb) *C. Plinius* Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeicheley werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ohngeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles, von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchlieſſe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronike der damaligen Zeit aufbehalten hat (cc). Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa mahlte: denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheyrathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch den Ausſpruch ihres Bruders, für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich mahlte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellet ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumahlen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus (dd): *ἀκρως δε ἐσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν ἐθηκε.* Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmanns ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchlagen: *ἀκρως ἐσφαιρισεν.* Allein die Sphäriſtik, oder das Ballſchlagen und alle verſchiedne Arten deſſelben, war bey den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in

(cc) Im Leben Cimons S. 480.

(dd) Lib. I. p. m. 20.

fliehen. Die einzige Naufikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles," ſagt die Frau Dacier (hh), „hatte aus dieſem „homeriſchen Stoffe eine Tragödie gemacht, die ſehr wohl aufgenommen „ward. Ich wünſchte, daß uns die Zeit dieſes Stück aufbehalten hätte, „damit wir ſehen könnten, wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen „Stoffe bringen kann." Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie ſeyn? Ich glaube ſchwerlich; ſondern es würde, allem Anſehen nach, ein ſatyriſches Drama ſeyn. Ich kann zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des Caſaubonus geweſen iſt (ii). Die Odyſſee war überhaupt eine reiche Vorraths-kammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stück, welches

δαιμονιον ὀυκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· ἐν οἰς ὀυκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τῃ γουν ἀλκῃ ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων. Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines *Προτρεπτικου ἐις Φιλοσοφιαν*, (edit. *Harduin.* p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

(hh) In den Anmerkungen zu ihrer Ueberſetzung: Sophocle avoit fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appelloit *Πλυντριας*, et où il représentoit Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel sujet. Die *Πλυντριαι*, oder Wäſcherinnen des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der Naufikaa geweſen, und daß es vielleicht Naufikaa, oder die Wäſcherinnen geheiſſen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, Naufikaa, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, daß es viel Beifall gefunden, kann ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſo wenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

(ii) „*Ναυσικαα* — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*," ſagt Fabricius in ſeinem Verzeichniſſe der verlornen Stücke des Sophokles. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des Caſaubonus in ſeinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen; denn in ſeinem Buche, De Poesie satyrica, erwähnt er der Naufikaa unter den ſatyriſchen Stücken des Sophokles nicht.

uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des Euripides Cyklops, iſt, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulyſſes ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſetze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes Drama bekannt iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherſtellen wollte. Die Tragikomödie war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

(L.)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedne Neuerungen, deren zum Theil Ariſtoteles gedenkt.) *Πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es iſt hier nicht von denen Verbeſſerungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern bloß von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt Ariſtoteles, im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: *Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα*[1] *ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Αἰσχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιςην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den beſten Kommentar über dieſe Worte des Ariſtoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑςερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπανεσθαι τον χορον, και δευτερον Αἰσχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, ὁυτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer. Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könnte, fiel Theſpis darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen oder vorſtellen zu laßen. Aeſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Vorſtellung die von einer einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweite Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte ver-

[1] *μεταβαλουσα* [Ariſtoteles]

theilte, obgleich nothwendig die Eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andre. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß πρωταγωνιστης, ſo wie der andre δευτεραγωνιστης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; denn der Deuteragoniſt konnte derſelben gar wohl mehr als Eine vorſtellen, wenn ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieſes noch zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche τριταγωνιστης hieß.*)

Dieſer τριταγωνιστης iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äußern ſich aber hiebei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barneſius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeschylus* in principio *Promethei* sui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personae loquuntur, hoc est *Robur* et *Vulcanus;* nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Perſonen beim Aeſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den Dacier, (in ſeinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der Ariſtot. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajoûta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses Coëphores, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses Eumenides, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle

*) Hiezu brauchten keine beſondre Leute zu ſeyn; und Demoſthenes wirft es dem Aeſchines mehr als Einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt haben, was τριταγωνιστης heiſſe, wenn er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quae τριταγωνιστη dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιστη hergenommen hat, das mag Gott wiſſen.

n'a pas entièrement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs différents du choeur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne sçaurois le croire. Quand Eschyle fit ses Coëphores et ses Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genannt werde, weil er ſich deſſen in allen Stücken bediente, was beim Aeſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Denn es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſeyn, ob man dieſe Erfindung dem Aeſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben ſolle. Ein altes Leben des erſtern, welches Robortellus ſeiner Ausgabe vorgeſetzt hat, ſagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſey vom Aeſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Aeſchylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themiſtius*) in ſeiner Rede, *ὑπερ του λεγειν, ἡ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον*, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden worden; ſo nimmt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: *Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εἰς το θεατρον· και ὁυ προσεχομεν*[1] *Ἀριϛοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος ἐισιων ἡδεν εἰς τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αἰσχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Ἐυριπιδου.*

(M.)

Zum Theil Suidas;) Dieſer ſagt vom Sophokles: *ὁυτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιϛῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα ἐισηγαγε νεων, πρυτερον*

*) Edit. *Harduin.* p. 316.

[1] *προσεχομεν* [Themiſtios] *προσεχωμεν* [1790]

δυωκαιδεκα εισιοντων. — — Και αυτος ηρξε του δραμα προς δραμα αγωνιζεσθαι· αλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jetzt nur bei dieſer letzten Neuerung des Sophokles in ſeiner Kunſt. „Er „fieng es zuerſt an, daß Drama gegen Drama um den Preis ſtritt, „und nicht die ganze Tetralogie."

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beſtändig ein ſatyriſches Stück war. Und dieſe vier Stücke zuſammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.) daß in der ein und neunzigſten Olympiade Xenokles (den Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen anſticht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſey, welcher der Allegorie gar zu ſehr nachgehangen habe;) mit dem Euripides um den Preis geſtritten. Xenokles habe den erſten Preis erhalten, durch ſeinen Oedipus, Lykaon, Bacchä, und das ſatyriſche Stück Athamas: Euripides aber den zweiten durch ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das ſatyriſche Stück Siſyphus. — Aelianus wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſeyn müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft ſich auf den Aelian. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Ueberſetzung angeſehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte ſteht κατα την πρωτην και εκτην Ὀλυμπιαδα, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt εκτην, εννενηκοστην zu leſen ſey, wie Scheffer bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des Plato, (L. III. §. 35.) wenn er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν εκδουναι αυτον τους διαλογους· οιον εκεινοι τετρασι δραμασιν ηγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ων το τεταρτον ην Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα εκαλειτο Τετραλογια. Es ſcheint alſo, daß es deswegen allezeit vier Stücke waren, weil ſie an den vier hier genannten Feſten geſpielt wurden. Dieß iſt auch die

Meinung des Casaubonus, (de Poes. Satyr. L. I. c. 5.) der daselbst überhaupt von den Tetralogien nachzulesen ist.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu gute gekommen seyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Aelians, und das Beispiel des Plato beweiset, von welchem eben der Schriftsteller (L. 2. c. 30.) sagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis streiten wollte: *Ἐπεθετο οὐν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν ἐιργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα.* — Von dem Sohne des Euripides sagt der Scholiast des Aristophanes über die Frösche, v. 67: *Ὀυτω δε και αἱ Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἐυριπιδου, τον υἱον ἀυτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀχει Ἰφιγενειαν την ἐν Ἀυλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας.* Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das satyrische Stück hier nur weggelassen ist. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiast des Aristophanes eine Tetralogie an: *ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ.* Obgleich dieß damit nicht übereinzustimmen scheint, wenn Aristides sagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht also, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten wurde. Nimmt man diese Meinung an, so lassen sich viele Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen lassen muß. Z. E. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerspruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derselben gezählt.*)

Wider diese Meinung scheint die Tetralogia Orestia des Aeschylus zu seyn, deren Aristophanes in den Fröschen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfasser der Beschreibung von den Olympiaden sagt indeß, daß diese Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigsten Olympias den ersten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeschylus schon todt; und es war eins von denen Stücken, die nach seinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiast

*) Vergl. Bayle im Art. Euripides.

sagt von dem Agamemnon, welches das erste Stück in dieser Tetralogie ist, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung also nicht zuwider, aber wohl eine andre, von welcher der Ungenannte unter der sechs und siebenzigsten Olympiade, beim vierten Jahre sagt: Αἰσχυλος τραγῳδος[1] ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνιει,[2] Προμηθει.

(N.)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in seiner Kunst machte, drückt sich dieser Ungenannte so aus: „Er lernte die tragische Dichtkunst vom Aeschylus, und erfand „viel Neues in der Vorstellung. Erstlich schaffte er es ab, daß der „Dichter selbst sein Stück spielte, (welches ehedem gewöhnlich war) „weil er selbst eine allzu schwache Stimme hatte. Ferner vermehrte „er die Personen des Chors von zwölf Personen auf funfzehn, und „erfand den dritten Schauspieler. Man sagt auch, daß er selbst einmal „die Zither genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf ge„spielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie*) mit der „Zither gemahlt worden. Satyrus sagt, daß er auch den krummen „Stab erfunden habe. Desgleichen sagt Istrus, daß er die weissen „Stiefeln erdacht habe, welche sowohl die Schauspieler, als die Personen „des Chors tragen."

Was hier durch krummen Stab übersetzt ist, heißt im Griechischen καμπυλη βακτηρια. — Καμπυλη, sagt Stephanus, heisse auch der krumme Stab, dessen sich die Jäger bedienen. Βακτηρια ist einerlei mit το βακτρον, baculus, scipio. Das letztere kommt sehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von seinem Stabe spricht; als, v. 1710. 11:

Ποθι γεραιον ἰχνος τιθημι;
Βακτρα προσφερ᾽ ὠ τεκνον.

Auch βακτρευμα kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

*) Ποικιλη στοα hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daselbst befindlichen vielen Gemählde. (S. oben, S. 108.[3])

[1] τραγῳδος [1790] τραγῳδοις [Verzeichnis der Olympiaden] [2] Ποτνει, [Verzeichnis der Olympiaden und 1790] [3] [Seite 346 dieser Ausgabe]

Gränzen von Karien sehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben soll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Jonische Stadt seyn. Ueberhaupt aber sind die Gränzen zwischen Jonien und Karien bei den Alten sehr ungewiß.

Eben dieser Stephanus sagt: *Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ*[1] *νησος.* — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi *Stephani* verba essent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas esset attribuenda. Eius verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: *Και ἐδοκει ἀυτοις δεινον ἐιναι, μῃ ὡσπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα οἱ φευγοντες των Σαμιων καταζαντες.* *Valla* haec transtulit, quasi *Ἀναια* in Samo esset sita; cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam sic Graeci dicunt *ἐπι τῳ ποταμῳ* et *ἐπι ταις θυραις.*

Anäa ist von Samiern, welche von den Ephesiern, mit ihrem Könige Leogorus von der Insel vertrieben wurden, befestigt worden; und von da aus haben sie auch die Insel wieder erobert. — Pausanias sagt, daß Anäa *ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν*, in dem gegenüber gelegenen festen Lande gelegen habe.

Diese ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles seine Antigone in dem dritten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade habe aufführen lassen, und daß ihn die Athenienser zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es Aristophanes ausdrücklich sagt. — Es wäre also neun Jahr vor dem peloponnesischen Kriege gewesen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erst bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden; welches denn in das dritte Jahr der fünf und achtzigsten Olympiade fallen würde.*)

Wenn Strabo in seinem vierzehnten Buche (S. 946 der Almelov. Ausg.) von der Insel Samos redet; so sagt er: *Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες στρατηγον Περικλεα, και συν ἀυτῳ*

*) S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

[1] *Καριῃ* [1790]

Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκια κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμιους· ὑσερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὡν ἡν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch im Nicias von dem Sophokles ſagt, iſt vielleicht falſch; und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides[1] mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer geweſen ſey. Allein er ſagt, es ſey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Achaiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Juſtinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(P.)

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den Ariſtophanes*) ſagt hierüber: *Ὁτι ἐπι μισθῳ ἐγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾄσματα, και γραψαι ᾄσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν ἀινιττομενος.* — — Und nun folgt die Stelle aus Pindar's Isthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz

*) *Εἰρηνη*, v. 696.

[1] Themiſtokles [1790]

anders geleſen wird, als beim Pindar. — — *Το μεν τοι περι των κιβωτων του Σιμωνιδου λεγομενον*, u. ſ. f.

Ἄλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυρια· και τον Σοφοκλεα ὀυν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της ϛρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ ἀυτῳ λογῳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα ἀυτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus, in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα*. Est enim *κιμβιξ*, *ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα*. Origo *ἀπο των κιμβιων*, quae sunt *σφηκιαι* vel *μελισσια*, ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *ἀισχροκερδη*. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis*. Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, *κακως λεγειν Ἀττικον ἐξι μελι*. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiednes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

(Q)

Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stücke ſpielen

lassen; nach einigen aber noch weit mehrere: *ἐδίδαξε δὲ δράματα ρκγ'· ὡς δέ τινες, καὶ πολλῷ πλείω.* — Der Ungenannte sagt, dem Grammatiker Aristophanes zufolge, daß sich ihre Anzahl auf hundert und dreißig belaufen habe.

(R.)

Von den andern ist wenig mehr übrig, als der Titel.) Diese sind:[1]

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verschiedne Tragödien dieses Namens geschrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raserei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche seiner Verwandlungen beschreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen seine Gemahlin, die Ino, rasend machen. In dieser Raserei glaubte er auf der Jagd zu seyn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls rasende Ino davon, und stürzte sich mit ihm von einem Felsen ins Meer. — Die Alten stellten den Groll der Götter gegen große Personen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That schrecklicher seyn, als der unversöhnliche Haß eines allmächtigen Wesens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerspiels dieses Namens wissen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Aristophanischen Scholiasten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich seyn; denn die Geschichte ist ungemein, und sehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie ist diese: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, diese Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphische Orakel hatte man um Rath

[1] [Dazu bemerkt Eschenburg: „Lessing ging nur drei von diesen verlornen Schauspielen aus der sehr zahlreichen Menge durch, die Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 17. p. 595—603.) nahmhaft macht.“]

gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθεύς.

Erechtheus war der ſechſte König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stücks geweſen ſey. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinnen! Die jüngſte ward geopfert; und die übrigen brachten ſich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυέστης.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Das eine hieß: *Θυέστης ὁ ἐν Σικυῶνι*, d. i. Thyeſt in Sicyon, und kann von dem ſonderbarſten ſchrecklichen Inhalte geweſen ſeyn. Nach der abſcheulichen Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſolle, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigne Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekannter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Aegiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin! Von einem Unbekannten! In welchem ſie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geſchändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S.)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas sagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius sagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten."

(X.)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, ist der tragischen Ehre des erstern weniger nachtheilig, als er es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.) Die Stelle ist beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle schöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieses Dichters stehen, werde ich unten (in KK.) wahrscheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes steht nicht allein beim Eusebius, sondern auch beim Clemens Alexandrinus*); aber etwas verändert:

Εις ταις ἀληθειαισιν εἰς ἐξιν Θεος,
Ὁς ὀυρανον τ' ἐτευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον ὀιδμα, κἀνεμιων βιας·
Θνητοι δε, πουλυκερδια πλανωμενοι,
Ἰδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων ἀγαλματ' ἐκ λιθινων ἠ ξυλων ἠ χαλκεων
Ἠ χρυσοτευκτων, ἠ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ὀυτως ἐυσεβειν νομιζομεν.

Auch Justinus Martyr führt diese Verse, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens sagt darüber: *ὀντοσι*[1] *μεν ἠδη και παρακεκινδυνευμενως ἐπι της σκηνης την ἀληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

(Z.)

Er starb in dem dritten Jahre der drei und neunzigsten Olympias.) Beim Suidas steht, er sey sechs Jahr nach dem Euripides ge-

*) *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 26.

[1] *ουτωσι* [Clemens Alexandrinus]

storben. Dagegen sagt der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demselben gestorben wären.

Eben dieses sagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor selbst gleich darauf die Verschiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden sey zerrissen worden.

(AA.)

Die Art seines Todes wird verschiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's Theatro vitae humanae auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbstmördern gewahr*), und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden sind. Ich erstaune; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müßte, dem ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt; das ist wahr. Aber so! Wer in der Welt hat sie jemals so erzählt? — Valerius Maximus, versichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was sagt denn dieser? „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — — Ganz recht, das sind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minellische, *dedisset* lesen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit.“ — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun sehe man was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieses zu Zwinger's Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender schon vom Wege abgeführt hätte. Anstatt: *aliquando* tamen una sententia victor, liest er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Ansehn nach aliquanto zu victor gezogen;

*) Vol. II. L. VII. p. 459.

als wenn sich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anstatt aliquando *tamen* lieber zu lesen seyn: aliquando *tandem?*

(FF.)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius*) an den Kaiser Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Pest befreiet habe. Er leugnet das nicht. Er sagt nur, Ephesus sey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις ἀν σοφος*, fährt er fort, *ἐκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας.* Wer sollte solche Wunder, Stürme zu besänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wissen mögen. Denn so gut er es natürlicher Weise zu erklären gewußt hat, wie er die Pest zu Ephesus vorher wissen können, ohne ein Zaubrer, ein *γοης*, zu seyn; eben so würde er auch vielleicht die Besänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunststück, das Apollonius gehabt hat, die Pest vorher zu empfinden, verloren gegangen ist!

Doch, ich kann dieß Räthsel lösen. Man erinnere sich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Gesang war, wovon Eustathius**) sagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu seiner Zeit, zur Abwendung der Pest an den Apoll gerichtet worden,[1] sondern auch zur Dämpfung des Krieges und andrer drohender Uebel: *Ἐσι δε Παιων ὑμνος τις εἰς Απολλωνα, ὀν μονον ἐπι πανσει λοιμου, ὡς ἀρτι, ᾀδομενος, ἀλλα και ἐπι πανσει πολεμου — — πολλακις δε και προσδοκωμενου τινος δεινου ᾀδομενος.* — Da also der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende gesungen ward; was läßt sich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wütenden Sturmwinde wird seyn gesungen worden, daß Sophokles diesen

*) *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

**) In L. I. Iliad. v. 473.

[1] werde, [1790]

Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen?

(JJ.)

Er hinterließ verſchiedne Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Menekliden.

Ueber den Jophon iſt der Artikel beim Suidas nachzuſehen. Er ſagt von ihm: *Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, υἱος Σοφοκλεους του τραγῳδιοποιου, γνησιος. ἀπο Νικοστρατης. γεγονε γαρ ἀντῳ και νοθος υἱος Ἀριζων ἀπο Θεοδωριδος σικυωνιας. δραματα δε Ἰοφων ἐδιδαξε ν'.*[1] *ὡν ἐστιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀκταιων, Ἴλιος, Περσις, δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.*

Wenn Clemens von Alexandrien*) zeigen will, daß auch die Griechen *τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιζας παρωνυμιως κεκληκασι*, ſo führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: *Ἰοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος ἐν Ἀυλῳδοις σατυροις, ἐπι ραψῳδων και ἀλλων τινων λεγει· — Και γαρ ἐισεληλυθεν πολλων Σοφιζων ὀχλος ἐξηρτημενος.* — Dieſes ſatyriſche Schauſpiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falſch *κωμικος* genannt; denn die Komödienſchreiber verfertigten keine ſatyriſche Stücke**).

Sein Enkel von dem Ariſton, der gleichfalls Sophokles hieß, machte ſich auch als tragiſcher Dichter bekannt. So will es wenigſtens Suidas. Hingegen merkt Meurſius aus dem Diodorus Sikulus an, daß dieſer den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, ſondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung ſey für die Meinung Diodor's, indem dieſer ſage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünf und neunzigſten Olympiade, alſo neun Jahre nach dem Tode des Vaters, ſeine erſte Tragödie habe aufführen laſſen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in ſeiner Beſchreibung der Olympiaden überein.

*) L. I. p. 205. edit. *Dan. Heinsii*, L. B. 1616.

**) Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.[2]

[1] ν'. [Suidas] υ'. [1790] [2] [Das Citat ſcheint nicht genau zu ſein. Fabricius ſpricht von Jophon ausführlicher auf S. 682 und 766, ganz kurz auch auf S. 730, nicht aber auf S. 729.]

Eben dieſen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an*), und ſagt von ihm, daß er und Patrokles der Thurier den Kaſtor und Pollux für ſterbliche Menſchen ausgegeben haben: *Πατροκλης, ὁ Θουριος. και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις*, u. ſ. f. — Dieſe Worte überſetzt Gratianus Hervetus**) bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinſius verbeſſerte und durchgeſehene Ueberſetzung läßt die Worte, *ἐν τρισι τραγῳδιαις* aus. Ich glaube, ſie bedeuten hier ſo viel als Trilogie.

(KK.)

Die gerichtliche Klage, die ſeine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero iſt in ſeinem Cato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er unterſucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in ſeinem Alter ein wenig liederlich geweſen ſeyn; welches ihm wenigſtens beim Athenäus Schuld gegeben wird.***)

Und doch, wie reimt ſich dazu die Probeſtellung beim Plato?†) Dieſe hat auch Philoſtrat in dem Leben des Apollonius wiederholt.††) Er ſagt von dem Weltweiſen, daß er ſich der Liebe ganz und

*) *Λογῳ Προτρεπτ.* p. m. 14.

**) P. 30. ſeiner zu Paris 1590 herausgekommenen Ueberſetzung.

***) Deipnosophist. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.

†) De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed. *Steph.*

††) L. I. c. 10.

gar zu enthalten vorgenommen habe: *ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων εἰς γηρας.*

(LL.)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas, ſchrieb er eine Elegie, Päane, und ein proſaiſches Werk von dem Chore wider den Theſpis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aeſkulap vom Philoſtratus erwähnt.*) — Apollonius iſt bei dem Gottesdienſte der Weiſen in Indien gegenwärtig: *ὁι δε ᾠδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνῃσι τῳ Ἀσκληπιῳ ᾄδουσιν.* Sollte man hieraus nicht ſchließen, dieſer Päan ſey noch zur Zeit des Philoſtratus und Apollonius geſungen worden? — Auch in dem Gemählde, welches der jüngere Philoſtrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf dieſen Päan angeſpielt, und darauf, daß Aeſkulap bei ihm eingekehrt ſey.

Daß er wider den Theſpis und Chörilus ſchrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung deſſen, was Herr Curtius**) von der Verträglichkeit der griechiſchen Dichter unter einander ſagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit ſolchen ſchlechten Dichtern zu ſtreiten, ſondern auch mit dem Euripides; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux†) beweiſen kann, wo er ſagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuſchauern ſagen möchte, ſich zwar für den komiſchen Chor, aber nicht für den tragiſchen ſchicke. Unterdeſſen habe ſich doch Euripides deſſelben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: *Και Σοφοκλης δε ἀυτο ἐκ της προς ἐκεινον ἀμιλλης ποιει σπανιακις, ὡσπερ ἐν Ἱππονῳ.*

(MM.)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil iſt bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem

*) In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.

**) In den Anmerkungen zu ſ. Ueberſ. von Ariſtot. Dichtk. S. 104.

†) L. IV. c. 16.

Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß seinen Namen hergeben müssen, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen sey. Aber diese Leute müssen nicht haben skandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigramme, in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich ist.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus*), daß die vorletzte Sylbe in diesem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripīdes

Apud Ionem quoque, setzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ἐυριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verse des Jon ist ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten ist lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgilische Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben so gut heissen:

Sōla Eŭripĭdēo — — —

Hieße es, wie beim Sidonius, Eŭripĭdēs; so gienge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN.)

Verschiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er wird, sagt „Suidas, wegen seiner Süßigkeiten die Biene genannt." — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Ursache an: „weil er sich von „allen das Schönste und Beste auszulesen gewußt habe."

Phrynichus Arabius in seinen Büchern *Σοφιστικης Παρασκευης*, wovon sich ein Auszug beim Photius findet**), nennt den Aeschylus *τον μεγαλοφωνοτατον*, den Sophokles *τον γλυκυν*, und den Euripides *τον πανσοφον*.

Wider diesen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der

*) L. XXIV. c. 10.

**) P. 324. ed. *Andr. Schotti*, 1653.

Lieblichkeit seiner Verse wäre beigelegt worden, ließe sich eine Anmerkung des Muretus*) anführen. Dieser bemerkt es als eine von den anstößigsten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter sehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beispiele folgende Verse aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jason vorwirft, er sey durch ihren Beistand allein gerettet worden:

Ἔσωσα σ' ὡς ἴσασιν Ἑλλήνων ὅσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ, besonders in dem ersten dieser Verse, gab den komischen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beispiel dieser Härte zu geben: Alterum, sagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' εἰ.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO.)

Von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebstähle des Sophokles soll Philostratus der Alexandriner ein ganzes Buch geschrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieses Buchs denken soll. Ohne Zweifel aber wird er sie nicht besser bewiesen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebstähle, deren sich die Griechen gegen einander schuldig gemacht haben sollen, bewiesen hat.

Clemens will in dem sechsten Buche seiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung gestohlen haben. In dieser Absicht sucht er vorläufig zu beweisen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebstählen sehr geneigt gewesen, und sich unter einander selbst bestohlen haben. Φερε, μαρτυρας της κλοπης ἀυτους καθ' ἑαυτων παραξησωμεν τους Ἑλληνας. Was Wunder also, fährt er fort, da sie sich selbst bestohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbestohlen geblieben sind?

*) Lect. Var. L. I. c. 15.

Er führt hierauf verschiedene Dichter und Schriftsteller an, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die so ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als, aus dem Orpheus, Musäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeschylus, Euripides und Menander.

Und endlich sagt er, daß das Nämliche auch von solchen Verfassern zu beweisen sey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm gewesen wären. *Λαβοις δ' ἀν ἐκ παραλληλου της κλοπης τα χωρια και*[1] *των συνακμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα.* — Und nun führt er verschiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweisen, daß diese einander bestohlen haben.

Allein es sind alles Stellen, welche solche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerst gehabt haben. Es sind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müssen. Z. E. Euripides sagt im Orest:

Ὠ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles, in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie sagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel sey; deswegen sollen sie einander ausgeschrieben haben! Ferner, Euripides sagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ὀυκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müssen, so hätte man dem, der sie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwissendsten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aesopus hat schon ein Mährchen, welches diese Lehre einschärft.

Euripides, im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ᾧ τεκμηριῳ μαθων
Ἠ χρηςον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

---

[1] *κἀκ* [Clemens Alexandrinus]

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὁρων
Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide sagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeschrieben.

Unterdessen kann man aus diesen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophisten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geschrieben, abgeborgt hat, so viel schließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

schwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen sey. Diese hätte einer dem andern nothwendig müssen gestohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergessen.

(PP.)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauspielern.

1. Klidemides, dessen Aristophanes in den Fröschen, v. 803, gedenkt, soll, wie der Scholiast sagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauspieler, nach dem Kallistratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles gewesen seyn.

2. Tlepolemus, dessen gleichfalls Aristophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiast sagt: *ἀλλοι δε τραγικον ὑποκριτην εἰναι τον Τληπολεμον, συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui

per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, welches im Thesaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Larissäus, als einen, dessen Stephanus unter *Κρανεια* gedenke. Allein Maussakus hat es in seinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht *Σοφοκλης Λαρισσαιος*, sondern *Λαρισσαιαις* zu lesen, und darunter das Schauspiel *Λαρισσαιαι* zu verstehen sey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiasten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, Sophokles. Dieses Scholiasten gedenkt Stephanus unter *Ἄβαρνος*. Und unter *Καναζρον*, wo es ausdrücklich heißt: *Σοφοκλης ὑπομνηματιζων τα ἀργοναυτικα.* Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius scheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieses Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu seyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philosophen aus Athen vertrieb, sehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört besonders der sprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus.*

Philostrat sagt in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten, daß er den Damianus zu verschiedenen malen zu Ephesus in seinem Alter besucht habe, und setzt hinzu: *και ειδον ἀνδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος γαρ ὑφ' ἡλικιας δοκων, νεαζουσαν ὁρμην ἐν ταις σπουδαις ἀνεκτατο.*

Cälius Rhodiginus*) erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri*.

Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et[1] frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber beſinnt er ſich eines Beſſern. Er gedenkt nämlich des κολωνος ἱππειος, und ſagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praetexuimus,[2] eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß Sophokles ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſey; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Oreſt ſagt:

Ὡσπερ γαρ ἱππος ἐυγενης, κἀν ᾖ γερων,
Ἐν τοισι δεινοις θυμον οὐκ ἀπωλεσεν,
Ἀλλ᾽ ὀρθον ὀυς ἱςησιν· ὡσαντως δε συ
Ἡμας τ᾽ ὀτρυνεις, κἀντος ἐν πρωτοις ἑπῃ.

(QQ.)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius**) verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Komödienſchreiber den Sophokles unangetaſtet gelaſſen haben: Ἀλλ᾽ οὐδ᾽[3] ἀν ὑπο των Κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιςοκλεους ἀποσχομενων.

*) Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.
**) In Vita *Euripidis*, p. IV.

[1] et [1790] ea [Virgil und Cälius Rhodiginus] [2] praetexuimus [Cälius Rhodiginus] praetexumus [1790] [3] ἀν [fehlt 1790]

Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Minerva. Wie ich dich schon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen schlau bemüht erblickte; so erblicke ich dich auch jetzt, hier unter den Schifsgezelten des Ajax, am äußersten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du spähst, und spürst, und zählst, und missest alle seine frischen Tritte, um zu wissen, ob er drinnen, oder nicht drinnen ist. Wie wohl leitet dich gleichsam der untrügliche Geruch des lakonischen Windspiels! Er ist wieder drinnen, der Mann! Schweiß rinnt ihm von dem Antlitze, und Blut von den mörderischen Händen. Was siehest du noch so scharf nach dieser Thür? Du darfst mir nur sagen, warum du dir diese Mühe giebst; und du kannst von mir alles erfahren.

Ulysses. O Stimme Minervens, mir wertheste unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unsichtbar bist, kenne ich deine Stimme; und mein Geist ist bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der tyrrhenischen Trommete! Wie solltest du es nicht wissen, daß ich dieses feindseligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herumtreibe? Ihm, und keinem andern, suche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns diese Nacht eine That verübet, deren sich kein Mensch vermuthet hätte; wenn er sie anders verübt hat. Denn noch wissen wir nichts gewisses; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich selbst der weitern Nachforschung unterzogen. Es findet sich alles unser Beutevieh schändlich zugerichtet, und samt den Hütern erwürgt. Jedermann glaubt ihm die Schuld beimessen zu dürfen; und eine Wache hat ausgesagt, sie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen sehen. Sogleich machte ich mich auf; und die Fußstapfen, die ich hier erblicke, bestärken mich zum Theil; zum Theil verwirren sie mich auch: ich kann nicht begreifen, wessen Fußstapfen es sind*).

*) *Δια την μανιαν*, sagt der Scholiast sehr wohl, *δυσιχνευτος και ἐπιτεταραγμενη ἡ βασις γεγονε του Αιαντος*. Der Gang eines Rasenden nämlich ist so verwirrt, daß man aus seinen Tritten nicht klug werden kann.

— Aber du kommſt! und wie erwünſcht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß' ich mich noch.

Minerva. Das weiß ich, Ulyſſes. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir ſogleich entgegen.

Ulyſſes. Gütigſte Göttin! ſo iſt ſie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er iſt der Thäter! Er iſt es!

Ulyſſes. Und was hat ihn zu ſo etwas Widerſinnigem vermögen können?

Minerva. Der wütende Zorn über die ihm abgeſprochnen Waffen des Achilles.

Ulyſſes. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte ſeine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulyſſes. Und alſo galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht geweſen wäre!

Ulyſſes. Welche Verwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als ein Meuchelmörder auf euch los.

Ulyſſes. Wie weit, wie nahe, kam er denn dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er ſich den Zelten beider Feldherren.

Ulyſſes. Und was hielt da ſeine raſende Fauſt?

Minerva. Ich! — Ich ſtörte ihm dieſe grauſame Freude. Mit täuſchenden Bildern füllte ich ſein Auge, und wandte ihn gegen die vermiſchten Heerden, gegen die Hüter des ſämtlichen Beuteviehs. Welch ein Metzeln! Alles hieb er um ſich in Stücke. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüten. Denn ich reizte den Wahnwitzigen, und ließ die grauſamſte der Erynnen gegen den Tobenden los.

Ende.